

FAMA

Feministisch-

theologische

Zeitschrift

7. Jahrgang

Dezember 1991

FAMA 4



Feministische Theologie
auf dem Lande

2 «Feministische Theologie auf dem Land» ist nicht etwa das Resultat einer Forschungsarbeit und will auch keinen Gesamtüberblick über die theologischen Fragestellungen von Frauen, die auf dem Land leben, vermitteln. Wohl aber eine Anregung zum Forschen sein, wie es im Einleitungsartikel von Ina Praetorius heisst.

Mit der Wahl dieser Thematik geht es uns in erster Linie um die Feststellung, dass es die Feministische Theologie – auch hier im deutschsprachigen Raum – nicht gibt, dass sie im städtischen Milieu entstanden ist und somit primär die Lebenswirklichkeit von Frauen in Städten und Agglomerationen, ihre religiösen Prägungen und Bedürfnisse, ihre Erfahrungen mit der Institution Kirche widerspiegelt.

Ausgangspunkt unserer Diskussion im Redaktionsteam war die Frage, ob die Erkenntnisse und politischen Forderungen des Feminismus vor allem auf die Verbesserung des gesellschaftlichen Status von Stadtfrauen abzielen und nicht so sehr auf die Veränderung der familiären und gesellschaftlichen Situation der Frauen auf dem Land. Oder ob die Feministische Theologie Frauen auf dem Land überhaupt erreicht, ob sie ihre Lebenswirklichkeit anspricht, ihre Fragen thematisiert.

Bei der Diskussion um den Kontext Feministischer Theologie denken wir in erster Linie an die Bestimmung weiblicher Lebenszusammenhänge im deutschsprachigen Raum, im europäischen Kontext und wissen um die Problematik theologischer Aussagen, die Universalität und Allgemeingültigkeit beanspruchen. Dabei sind uns jedoch die Unterschiede zwischen Stadt- und Landfrauen, zwischen Arbeiterinnen und bürgerlichen Hausfrauen, zwischen Frauen überhaupt bis anhin zu wenig präsent gewesen. Gerade durch das Wachsen der Frauenkirche in ländlichen Gegenden hat das Thema «Feministische Theologie auf dem Land» an Aktualität gewonnen. In den regionalen Gruppierungen leben in etwa gleichviel Frauen auf dem Land wie in der Stadt, der weitaus grössere Teil der Aktivitäten jedoch wird von Stadtfrauen initiiert und findet in städtischer Umgebung statt. Immer wieder wird der Vorwurf laut, dass wir Stadtfeministin-

nen und -theologinnen unsere Anliegen nicht aufs Land hinaustragen, unsere Bildungsangebote und die Frauengottesdienste sich auf die Stadt konzentrieren und Frauen vom Land dadurch der Zugang erschwert wird. Das stimmt sicher. Steckt aber hinter diesem Vorwurf nicht ein Anspruch, dem Stadtfrauen gar nicht Folge leisten können? Sollen Landfrauen darauf warten, entdeckt zu werden, oder geht es darum, wie Ina Praetorius schreibt, «die Theorie des eigenen Lebens selbst in die Hand zu nehmen und überall dort, wo es offene Fragen gibt, mit der Suche nach Antworten zu beginnen»?

Verbirgt sich hinter diesem Vorwurf nicht auch die Erfahrung des Alleinseins, wie es in den verschiedenen Berichten von feministisch-theologisch engagierten Frauen in dieser FAMA zum Ausdruck kommt? Welches sind die geeigneten Strategien für Frauen auf dem Land, um ihrer Isolation entgegenzuwirken, um Gemeinschaft zu schaffen und zu stärken und ihre Einsichten und Forderungen der Öffentlichkeit zu vermitteln? Wie Vernetzung zustandekommt, welche bereits vorhandenen Strukturen dabei zu Hilfe genommen werden können, um die unterschiedlichsten Frauen ansprechen zu können, sind Fragen, die uns künftig vermehrt beschäftigen werden. Der Weltgebetstag für Frauen ist nur eines dieser Projekte, die einen eigentlichen Sitz im Leben vieler Frauen haben und gerade im Pfarreleben auf dem Land fest verankert sind und deshalb geeignet, Frauen mit feministisch-theologischen Gedanken vertraut zu machen, wie es im Bericht von Christine Soland Vögli zum Ausdruck kommt.

Leider konnte der Artikel über die Schlüsselthemen von Frauen, die auf dem Land leben, nicht bearbeitet werden. Die Ermittlung dieser generativen Themen (Freire) in ihrer Bedeutung für die Feministische Theologie ist im Hinblick auf das Leben von Frauen in ländlichen wie auch in städtischen Verhältnissen bisher nur unvollständig erfolgt und bedarf künftig einer sorgfältigen Bearbeitung. Wie schon zu Beginn gesagt, gewährt diese FAMA einen ersten Einblick in die Erfahrungswelt feministisch-theologisch engagierter Frauen auf dem Land. Dabei sind mehr Fragen gestellt als Antworten gegeben worden. Fragen, die auffordern, sich selber auf die Suche nach Antworten zu begeben, Fragen, die dazu drängen, sich mit der eigenen Lebenswirklichkeit, ob in der Stadt oder auf dem Land, auseinanderzusetzen.

Li Hangartner

Frau sein auf dem Land

Eine Anregung zum Forschen

Ina Praetorius

Zu denjenigen, die es besonders aufrecht oder chic finden, hinter jeden Satz ein Fragezeichen zu setzen, gehöre ich nicht. Allzulang haben sich Frauen in der Form der «Anfrage» (an die Männerwelt) geübt, statt ihre Sätze mit Punkten und Ausrufezeichen zu versehen. Die Frageform hat die gesellschaftliche Bittstellerposition der Frauen verfestigt und den Männern die Freiheit überlassen, zu antworten – oder auch nicht. Deshalb sollten Frauen, wenn sie sich ihrer Sache sicher sind, Antworten geben, und die Frageform für diejenigen Themen aufsparen, die wirklich terra incognita und daher spannendes Neuland für feministisches Forschen und Nachdenken, und das heisst: Für Fragen *an uns selbst* sind. Zu diesen unerforschten Bereichen der Wirklichkeit, bei deren feministischer Erschliessung das Fragen vorerst die einzig angemessene Redeform zu sein scheint, gehört das Thema dieses FAMA-Heftes: Feministische Theologie auf dem Land. Ich selber wohne seit vier Jahren wieder im Dorf, nach langen Wohn- und Arbeitsjahren in verschiedenen Städten. Neugierig darauf, was Feminismus auf dem Land, d.h. dort, wo er *nicht* entstanden ist, bedeuten könnte, bin ich aufs Land gezogen. Aber ich weiss je länger je weniger, was es heisst, auf dem Land Feministin zu sein. Was unterscheidet überhaupt «die Stadt» von «dem Land» – mal abgesehen von meinem Gefühl, dass es sich hier im Dorf angenehmer, ruhiger, billiger und gesünder leben lässt? Lebe ich überhaupt «auf dem Land», wenn ich ständige Bezugspunkte in der Stadt habe und nur eine Stunde fahren muss, um dort zu sein? Wo verläuft die Grenze? Oder ist etwa die ganze Schweiz «auf dem Land» – ein Gedanke, der mir nicht abwegig scheint, wenn ich z.B. an New York oder Mexico City denke? Drei Dinge sind sicher: Erstens: Es gibt einen Unterschied zwischen Stadt und Land. Zweitens: Die Formen, die wir Feministinnen bisher entwickelt haben, um unsere Einsichten untereinander und in die Öffentlichkeit hinein zu vermitteln, sind eher für die Stadt als fürs Land geeignet. Und drittens: Wir haben bisher zu wenig über den Unterschied zwischen Frauen auf dem Land und

Frauen in der Stadt nachgedacht – wie wir überhaupt zu wenig über *Unterschiede* zwischen Frauen nachgedacht haben. Aber damit hören meine Gewissheiten auch schon auf. Ich versuche weiterzukommen, indem ich meine drei Thesen ansatzweise entfalte:

Es gibt einen Unterschied zwischen Stadt und Land.

Ja, aber worin besteht er? Es nützt nichts, in feministischen Nachschlagewerken Antwort zu suchen, denn über Stadt/Land steht einfach nichts drin. (1) Dabei wissen Frauen, wenn sie befragt werden, was es für sie bedeute, auf dem Land bzw. in der Stadt zu wohnen, eine ganze Menge zu erzählen. Beim ersten appenzellischen Frauenkirchenfest, das am 17. August dieses Jahres etwa 130 Frauen in Herisau versammelte, ergab sich eine lebhaft Plenumsdiskussion zu diesem Thema: Frausein auf dem Land bedeutet eine enorme soziale Kontrolle; wir sind dem Geschwätz stärker ausgesetzt als Frauen in der Stadt. Frausein auf dem Land bedeutet, dass wir viel weniger unter Konsum-Druck stehen. (Z.B. gelten wir nicht erst dann als «richtige» Feministinnen, wenn wir diese und jene Tagung auch noch besucht und diesen und jenen Film auch noch gesehen haben...) Das bedeutet: mehr freie Zeit zum eigenen Nachdenken und für eigene Initiativen. Aber nein: es gibt zu wenig Infrastruktur, z.B. um Kinder ausser Haus versorgen zu lassen. Das schränkt unsere Freiheit wieder wesentlich ein. Andererseits gibt es da die «gutnachbarlichen Beziehungen», die auf dem Land stabiler sind als in der Stadt: es ist weniger «anonym». Das wäre die Kehrseite der starken sozialen Kontrolle. Frausein auf dem Land bedeutet «Naturnähe»: viele haben einen eigenen Garten, d.h. einen Platz, um in der Erde zu wühlen. In meinem Dorf ist «Garten» – neben «Kindern» und «Gesundheit» – eines der wesentlichen Schlüsselthemen, über die Frauen miteinander reden. Aber bedeutet das Gärtnern wirklich Naturnähe? Verbirgt sich hinter dem Thema Garten nicht vor allem der lästige Druck, die schöneren Geranien, die dickeren Tomaten zu haben als die Nachbarin? Frausein auf dem Land bedeutet Isolation für Feministinnen: es gibt nur zwei oder drei Frauen in meiner Umgebung, mit denen ich einigermaßen ungeschützt feministische Gedanken austauschen kann, denen ich z.B. von den Büchern erzählen kann, die ich gerade im stillen Kämmerlein gelesen habe. Das heisst auch: es ist schwierig, auf dem Land Feministin zu *werden*. Denn woher soll ich die Anregungen, die Aha-Erlebnisse nehmen, die meine Sichtweise verändern? Der Frauenbuchladen ist weit weg, in der Gemeindebibliothek gibt es vor allem Kinder- und Jugendbücher, und überhaupt scheint Lesen hier etwas anderes zu bedeuten als dort, wo die «richtigen» Feministinnen leben: «Lesen ist was für Kinder, die müssen noch lernen. Und für alte Leute: die können

nicht mehr richtig arbeiten. Eine erwachsene Frau, die liest, während ihre Nachbarin den Kompost umschichtet, ist faul.» Vielleicht ist es hinterwäldlerisch, so zu denken. Aber ist es nicht auch wahr, das der Feminismus allzu sehr am Buchstaben hängt, an der Fähigkeit und dem Willen, sich Erfahrungen durch Lektüre anzueignen? (Kleine Nebenbemerkung: Gelobt sei das Radio. Viele Frauen auf dem Lande werden zu Feministinnen, indem sie während der Arbeit die zahlreichen guten Radiosendungen zu einschlägigen Themen mitverfolgen.) In Herisau erwies sich das Thema Stadt-Land-Frau als unerschöpflich. Vielleicht müssten wir zuallererst fragen: aus welchen Gründen wohnen Frauen auf dem Land? Die einen waren schon immer hier und können sich nichts anderes vorstellen. Die anderen hat es hierher verschlagen, weil sie z.B. einen Mann geheiratet haben, der hier schon immer gewohnt hat. Wieder andere sind aufs Land gezogen, weil sie der Stadt überdrüssig waren und hier etwas Bestimmtes suchten, irgendein Ideal, oder auch nur ein bisschen mehr Ruhe und Gelassenheit. Die Einstellung zum Land-Leben unterscheidet sich vermutlich stark, je nachdem, warum eine Frau hier lebt. Vielleicht könnte eine nächste These deshalb so lauten: was «Stadt» und «Land» für Frauen bedeutet, hängt u.a. von der Art und Weise ab, wie sie aufs Land bzw. in die Stadt gekommen sind, und von den Wünschen, die Frauen in die komplexen Lebenssituationen «Stadt» und «Land» hineinlegen.

Die Formen, die wir Feministinnen bisher entwickelt haben, um unsere Einsichten untereinander und in die Öffentlichkeit hinein zu vermitteln, sind eher für die Stadt als fürs Land geeignet.

In ihrem Buch «Wie weibliche Freiheit entsteht» (2) analysieren die Frauen des Mailänder Frauenbuchladens die Geschichte der feministischen Bewegung als eine Geschichte aufeinanderfolgender Formen des Zusammenlebens und Zusammenwirkens von Frauen. Auch wenn bei uns im deutschsprachigen Raum diese Geschichte ein wenig anders verlaufen ist, können wir uns doch in einigen Punkten anschliessen: Am Anfang steht eine geniale Erfindung: die Selbsterfahrungsgruppe. Frauen treten aus ihrer Isolation heraus und entdecken im Austausch miteinander, dass das, was sie bisher für persönliche Probleme und persönliche Schuld gehalten haben, etwas Allgemeines ist, das alle Frauen betrifft. Frauen lernen in der Selbsterfahrungsgruppe, ihr persönliches Schicksal als Resultat patriarchaler Unterdrückung zu deuten. Aber die Praxis der Selbsterfahrung läuft sich tot. Immer mehr Frauen empfinden den Erfahrungsaustausch als lähmendes Klagen und als Druck, gleich sein zu *müssen* wie die andere. Verschiedenheiten unter Frauen haben zu wenig Raum, und die politische, verändernde Kraft der Selbsterfahrungsgruppe er-

weist sich als gering. Es folgt die «Projektpraxis»: Frauen gründen Frauenhäuser, Zeitschriften, Frauenbuchläden, Frauencafés, Frauenverlage, Frauenbibliotheken... Auch wenn die Projekte nicht immer gut funktionieren, sammeln sie doch aktive Frauen um sich und erzielen eine gewisse Präsenz von «Frauenfragen» in der Öffentlichkeit. Was folgt im deutschsprachigen Raum auf die «Projektpraxis»? Das ist weniger klar als es in Mailand zu sein scheint und sollte diskutiert werden. Aber ich will auf etwas anderes hinaus: Mailand ist eine grosse Stadt, und ein Frauenbuchladen ist ein Ort für Frauen, die lesen. In meinem Dorf gab es noch nie eine Selbsterfahrungsgruppe, geschweige denn ein feministisches Projekt, aus naheliegenden Gründen: Wie soll eine Selbsterfahrungsgruppe gelingen, wenn die einzelne beteiligte Frau in den engmaschigen Vernetzungen einer dörflichen Gemeinschaft – von der täglichen Begegnung im Dorfladen über den gemeinsamen Einsitz in Vereinen und Behörden, über Kindergarten und Schule bis hin zur allgegenwärtigen Institution des «Geschwätzes» – mit den anderen verstrickt ist? Wenn sie also mit Recht fürchten muss, dass die in der Gruppe preisgegebenen Erfahrungen unkontrollierbar in solche sozialen Verästelungen einfließen und zur Unzeit am unerwünschten Ort wieder zum Vorschein kommen? Wie soll ein feministisches Projekt, und sei es noch so bescheiden, Stand gewinnen, wenn in erreichbarer Nähe nur zwei oder drei «Gleichgesinnte» aufzutreiben sind, die dann aber bestimmt bei näherem Zusehen sich als Angehörige eines mir fremden feministischen «Lagers» oder als weitgehende Individualistinnen oder als Frauen mit gänzlich anderen lebenspraktischen Interessen herausstellen? Die eine hat zwei kleine Kinder und möchte dringend eine «Kinderhüeti» einrichten. Die andere, gerade der Mutterphase entwachsen, stimmt zwar theoretisch völlig mit diesem Anliegen überein, hat aber keinerlei Lust, sich *schon wieder* mit Kleinkindern abzugeben und schlägt eine gemeinsame Bearbeitung der Wiedereinstiegsproblematik unter den Bedingungen eines ausgetrockneten ländlichen Arbeitsmarktes vor. Was tun? Es gibt einfach *nicht genügend Frauen*, die sich in ähnlichen, «feministisch relevanten» Situationen befinden. (Denn übrigens: Falls die «Kinderhüeti» tatsächlich zustandekommt, ist immer noch nicht ausgemacht, dass genügend Frauen ihre Kinder bringen, denn viele haben Omas oder Tanten im Haus, die Fremdbetreuung überflüssig machen.) Der wohlmeinende Rat frauengruppenverwöhnter und dennoch landsehnstüchtiger Stadtfrauen, es doch mit einer Unterwanderung der traditionellen Frauenvereine zu versuchen («da gibt es doch sicher viel urtümliche und echt bäuerliche Frauenpower»), hilft auch nicht unbedingt weiter. Es ist wahr: Im Frauenverein oder in der Landfrauenvereinigung gibt es Frauen-Power, die

eine an städtische Umgangsformen gewöhnte Feministin durchaus verunsichern kann. Da sind eine Menge praktischer Fähigkeiten, die unsereine sich mühsam in Workshops aneignet, ganz selbstverständlich versammelt: die eine kann organisieren, die andere schauspielern oder tanzen, unglaublich schöne Blumensträuße machen oder unglaublich gute Torten backen. Unterwandern? Ich? Wer bin ich denn? Und dennoch herrscht auch hier das Patriarchat, vielfach unerkannt, in komplexen Formen. Die Geschichte der Frauen auf dem Land ist noch nicht geschrieben. Sie ist eine andere als die der Mailänderinnen und der Zürcherinnen, denn die «bewährten» Formen des Feminismus setzen mindestens drei Dinge voraus, die auf dem Lande nicht gegeben sind: eine gewisse Anonymität, eine gewisse Anzahl sensibilisierter und aktionsbereiter Frauen und einen genügend grossen «Markt» für bestimmte Bedürfnisse wie Bücherkaufen, Bücherlesen oder Kinderbetreuen-Lassen.

Wir haben bisher zuwenig über den Unterschied zwischen Frauen auf dem Land und Frauen in der Stadt nachgedacht – wie wir überhaupt zuwenig über Unterschiede zwischen Frauen nachgedacht haben.

Der Feminismus soll nicht eine städtische Bewegung bleiben. Er ist es auch nicht mehr, wie die verschiedenen Beiträge in diesem Heft und Initiativen wie das erwähnte Appenzellische Frauenkirchenfest zeigen. Was es jetzt braucht, ist meiner Meinung nach dies: wir sollten die vielen Erfahrungen, die Frauen auf dem Land machen, wenn sie versuchen, Feministinnen zu sein, zusammentragen, sie einander erzählen, und zwar nicht mit dem klagenden Unterton, dass wir halt leider «noch nicht so weit» sind wie die Frauen in der Stadt, sondern in dem Selbst-Bewusstsein, dass wir *anders* sind und eine andere Befreiung brauchen und entwickeln wollen. Wir sollten unsere Erfahrungen vergleichen, das Gelingen wie das Scheitern genau unter die Lupe nehmen und uns fragen, warum es im einzelnen Fall so und nicht anders gekommen ist. Warum wird an einem Ort aus einer Weltgebetstagsgruppe ein feministischer Lesekreis, während im Nachbardorf Frauen, die den Weltgebetstag vorbereiten, immer wieder mühsam zusammengesucht werden müssen? Wie kommt es, dass die Landfrauenvereinigung hier sich für die gemeinsame Unterstützung der grünen Frauenliste entscheidet, während der Bäuerinnenverein im nächsten Dorf es nicht schafft, beim Nähkurs über das übliche ängstlich-verschlossene Banalitätengeplauder hinauszugelangen? Ist das alles Zufall, oder können wir Gesetzmässigkeiten entdecken, die es uns ermöglichen, das nächste Mal klüger zu sein, wissender, helllichtiger? «Wir haben im Unterschied zu vielen Männern noch *Fragen*, und diesen wollen wir nachgehen.

Forschen heisst fragen, und dieses ist... nicht gebunden an den Ort Universität, sondern gebunden an Personen, die etwas wissen wollen.» (3) Ich sehe eine weitläufige Aufgabe für Bildungseinrichtungen, die sich nicht als Vermittlerinnen von Stadtwissen für Landfrauen, sondern als Vernetzerinnen für Frauenwissen von überallher verstehen. Sollen wir darauf warten, bis Soziologinnen, die im übrigen auch zu meist in Städten leben, lernen und forschen, uns entdecken? Besser scheint es mir, die Theorie des eigenen Lebens selbst in die Hand zu nehmen und überall dort, wo es offene Fragen gibt, mit der Suche nach Antworten zu beginnen.

Ina Praetorius, Studium der ev. Theologie und Germanistik, z.Z. Freischaffende Wissenschaftlerin in Krinau/St. Gallen, verheiratet, 1 Tochter.

1) Weder das Herder-Frauenlexikon (Freiburg 1988) noch das «Frauenhandlexikon» (München 1983) noch das «Wörterbuch der Feministischen Theologie» (Gütersloh 1991) enthalten Artikel zum Thema.

2) Libreria delle donne di Milano, *Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis*, Berlin 1988

3) Christina Thürmer-Rohr, *Einführung – Forschen heisst wählen*, in: *Studienschwerpunkt «Frauenforschung» am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin Hrsrg., Mithäterschaft und Entdeckungslust*, Berlin, 1989, S.12-21, S.20.

Frauen auf dem Land



Wie erlebe ich feministische Theologie?

Wenn ich dieser Frage nachgehe, kommt mir meine Biografie in den Sinn. Ich bin auf einem Bauernhof, in einer Grossfamilie mit acht Kindern und mindestens sechs Erwachsenen aufgewachsen. Traditionen und Normen der katholischen Kirche waren im Zentrum meiner Erziehung und des Familienlebens. Zum Beispiel wurde vor und nach dem Essen gebetet, im Winter zusätzlich abends ein Rosenkranz, im Sommer eine Litanei. Fragen, Zweifel, Konflikte hatten wenig Platz. Arbeiten und beten war die Devise.

Ich wurde Lehrerin, gab einige Jahre Schule. Nach der Heirat kam ich wieder in mein angestammtes Dorf zurück. Wir leben mit drei Kindern (3-7-8) in einem alten Haus mit Garten. Eine schwere Krankheit brachte mich dem Tode nahe. Nach dieser Zeit war vieles anders; Altes galt nicht mehr, Neues war nicht da.

Durch den ersten Frauenkirchentag kam ich in Berührung mit feministischer Theologie, mit Feminismus überhaupt. Ich habe viel gelesen, neue Frauen kennengelernt und in einer Therapie viel über mich erfahren. Erst jetzt kann ich mir die Freiheit nehmen, nicht mehr nach katholischer Dorfnorm zu leben, sondern meine ganz persönliche Aufgabe wahrzunehmen. Die feministische Theologie ist, war, für mich eine wichtige Station auf dem Weg in die persönliche Freiheit.

Die Begriffe Feminismus, feministische Theologie wirken polarisierend auf die Menschen in unserem Dorf. Die Abwehr ist wohl so stark aus Angst, die eigenen Ehemänner würden angegriffen, aber auch aus der Angst, etwas zu denken oder zu tun, was die Dorfnorm verletzt. Damit fiele frau aus dem Rahmen und der Dorfgemeinschaft – ein hoher Preis.(?) Für mich heisst diese Abwehr, es ist nicht sinnvoll, über Feminismus, feministische Theologie zu reden. Es ist nur sinnvoll, danach zu handeln. Das bedeutet für mich persönlich: 1. Was ich tue, in Freiheit und nach meinem Gewissen und neuem Wissen tun, ohne eine Ideologie zu verbreiten. 2. Ich versuche mir meinen Platz zu nehmen und warte nicht nur darauf, dass man mir Platz gibt.

Ich konnte meinen Weg gehen und meine Kirchenlast loswerden. Zum Beispiel muss ich nicht in den Sonntagsgottesdienst, ich muss die Kinder keine Zeichen und Gebete lehren. Durch meine Freiheit habe ich meinem Mann auch erst die Freiheit geben können, wirklich nichts Kirchliches zu tun. Die Kinder besuchen den Religionsunterricht. Adrian fragte nach der ersten Stunde: Gibt es diesen Gott wirklich? Es tönte so wie Samichlaus oder Osterhase. Ich denke, er spürt sehr genau, dass dieser Herr-Vater-Gott nicht alles sein kann. Die Kinder machen in der Kirche noch mit, weil ihnen die sozialen Kontakte und die Feste wichtig sind. Das ist auch der einzige Grund, warum sie sich oft entscheiden, in eine Feier, einen Gottesdienst zu gehen. Die Nachbarkinder gehen, fragen nach ihnen. Wenn die Kinder wirklich wollen, dass ich mitgehe, so ist das manchmal meine Aufgabe, sie zu begleiten.

Hin und wieder unternehmen wir, anstelle von Kirche, mit andern Menschen etwas, das für uns stimmt. Wir haben z.B. Osternacht bei einem Feuer in der Fontanne gefeiert. Alle (Kinder von 2-12 und Erwachsene) machten, was sie gut fanden. Im Bach sein und nass werden, feuern, dasitzen... Es gab nichts, was alle tun mussten, das DASEIN war wichtig und gut.

Ich lebe im Moment gut mit dieser Freiheit, sie macht mich zur Einzelgängerin, mit wenigen FreundInnen, die verstehen, aber diesen Preis bezahle ich meist gerne.

Wie lebe ich im Dorf, in einer Gruppe, in einer Planungskommission Feminismus, feministische Theologie? Ich probiere zuzuhören, Fragen zu stellen, Einwände anzubringen. Ich verlange von den andern dadurch, dass sie mir den Platz der Fragestellerin lassen, dass sie mir die Freiheit zugestehen, anders zu denken. Ich will die Menschen nicht «bekehren», ich probiere zu formulieren, was ich wahrnehme. Ich wage es, Fragen zu stellen, die nicht gestellt werden dürfen. Ein Beispiel: In einer Frauengruppe sagte ich, wenn du dir Jesus als Menschen denkst, wie du und ich, mit dem Göttlichen in sich, was ist dann? Die Reaktionen waren Schweigen und die leise Frage: Ist das nicht ketzerisch? Aber das kam in keiner Wei-

se verurteilend. Und das ist die bereichernde Erfahrung in dieser gemischten Gruppe. Die Frauen sind berührt von Neuem, das gesagt werden darf.

In solchen Situationen bemühe ich mich, möglichst ehrlich zu sein. Das beinhaltet für mich vor allem drei Punkte:

1. Ich stelle an mich die Frage: Stimmt das, was ich sagen will, mit meinem Innersten, meinem Gefühl überein, oder bin ich einer alten Norm zu Diensten?

2. Ich nehme für mich in Anspruch, morgen anders zu denken, weil ich mehr weiss. Ich gehe auf dem Weg vorwärts, und oft ergibt sich plötzlich eine ganz andere Perspektive. Das erscheint jetzt vielleicht windfahnenhaft. Ja, aber ich kann nur mit dem kommen, was ich jetzt gerade bin und habe, und das ist keine Ideologie.

3. Unsere Lebensaufgaben sind sehr verschieden. Ich bemühe mich, meine Aufgabe und die Aufgaben anderer zu sehen und nicht gleich zu bewerten und zu beurteilen. Das fällt mir oft schwer. Ich habe in meiner Lebensgeschichte, in der Auseinandersetzung mit der Kirche und Gott und leider auch im feministischen Umfeld immer wieder erfahren, dass es so richtig und anders falsch ist, dass nur eine Wahrheit existiert, die für alle Gültigkeit hat. Aber ich merke, dass ich ohne Bewertung mehr erfahre vom Reichtum des Lebens, dass ich freier bin und kreativere Fragen und Möglichkeiten denken kann. Ich kann mich dem Leben zuwenden und die tote Moral, die in sich das Ziel hat, zu be- und verurteilen, hinter mir lassen.

Für mich ist die entscheidende Frage im Leben und in der feministischen Theologie: Bringt eine Entscheidung, eine Tat, ein Gedanke mir grössere Freiheit im Innern, werde ich lichter und leichter? Daraus kommt die Frage: Was habe ich zu tun? Um eine Antwort ringe ich oft. Zum Glück gibt es Frauen und Männer, Kinder und Träume, die mir helfen. Die Antworten sind nicht immer bequem. Ja-sagen, nein-sagen, querliegen, austragen, schweigen oder Blumen bringen,...

Aber meine Erfahrung ist, dass mit jeder Aufgabe, die ich löse, mehr Freiheit und Reichtum in mir drin ist. Und das macht mein Leben spannend.

Margrit Marberger

Portrait einer Bäuerin

Pia Lustenberger ist auf einem Bauernhof aufgewachsen. Sie besuchte das LehrerInnen-Seminar und übte den LehrerInnenberuf während vier Jahren aus. Nun lebt sie als Bäuerin auf dem Steinhuserberg ob Wolhusen. In diesem hügeligen Gebiet sind die Höfe weit gestreut. Nur eine Kirche, ein Schulhaus und die Post bilden ein kleines Zentrum. Als Mutter von fünf Kindern teilt sie die Verantwortung für ihren Familienbetrieb mit ihrem Mann. Die partnerschaftliche Zusammenarbeit und das gegenseitige Vertrauen sind ihr sehr wichtig. Sie haben ihre Arbeitsbereiche traditionell aufgeteilt: Stall und Land dem Mann, Haus und Garten der Frau. Doch viele Aufgaben überschneiden sich:

6 «Auf einem Hof muss getan werden,

was ansteht, und bei Abwesenheit des einen vertreten wir uns gegenseitig. Heute morgen hatte ich im Stall zu tun: Vieh füttern und beobachten, wischen, Milchgeschirr abwaschen... Auch ich bin froh, dass mein Mann da ist und das Nötigste tut, wenn ich weggehen will. Es gibt auch viele Arbeiten, bei denen man einander braucht. Mir ist es wichtig zu spüren, dass ich nicht ausgenutzt werde. Arbeiten, die Kraft brauchen, soll der Mann ausführen, so wie ich spezifische Hausarbeiten selber mache. Doch einander helfen, das tun wir aus eigenem Interesse.»

Pia sieht ihr Bäuerin-sein als ihren zweiten Beruf. Durch ihre Heirat änderten sich ihre Lebensaufgaben, und sie suchte nach Ausbildungsmöglichkeiten für ihren neuen Beruf.

«Ich habe mich in Kursen auf die eidg. Bäuerinnen-Prüfung vorbereitet. Auch als Bäuerin wollte ich standfest sein und das Gefühl und die Bestätigung haben, dass ich etwas kann. Die Bäuerinnen-Prüfung ist recht anspruchsvoll und setzt einiges voraus: ein bäuerliches Lehrjahr, die Bäuerinnen-Schule, vier Jahre Führung eines fremden Bauernhaushaltes und einen Betriebsleiterkurs. Es waren sehr strenge Jahre – dieser Berufswechsel! Gleichzeitig besuchte ich auch noch den Kurs für nebenamtliche Katechetinnen, denn ich suchte wieder die Beziehung zu Kindern und Schule, die ich als Lehrerin sehr geschätzt hatte. Zudem wollte ich auch meine religiösen Vorstellungen weitergeben.»

Als Bäuerin und Mutter von fünf Kindern fühlt sich Pia zwar ausgelastet; doch sie braucht Abwechslung und findet immer wieder Möglichkeiten. Mit der Bäuerinnen-Prüfung kann sie Lehrtöchter auf ihrem Hof betreuen. Als die Kinder klein waren, tat sie dies auch. Mit der Lehrtöchter plante sie die Tagesarbeit, bereitete alles vor und liess ihr dann freie Hand, während sie Religionsunterricht erteilte.

«Sie hatten es gern, wenn ich ihnen nicht immer auf die Finger schaute. Das Resultat war gut, und darauf kommt es doch an.»

Jetzt, da die Kinder grösser sind, helfen diese tatkräftig mit, sofern es die Schu-



le erlaubt. Während der Schulzeit jedoch findet es Pia wichtig, am Morgen für sie da zu sein und ihnen einen sorgenlosen Einstieg in den Tag zu ermöglichen.

«Da kommt es häufig vor, dass ich «den Springer» mache. Ich habe das nicht so gern; doch diese Liebesdienste zahlen sich aus, weil ich die Hilfe meiner Kinder auch benötige. Dieses gegenseitige Geben und Nehmen, das ist meine Lebensphilosophie.»

Während des Tages sind die Kinder weg und Pia kann an ihre Arbeit gehen. Um diese zu bewältigen, braucht es eine gute Planung. Neben den normalen Hausarbeiten muss auch der Garten, die Umgebung und die Arbeitskleidung in Ordnung gehalten werden. Besonders die Selbstversorgung gibt viel zu tun. Vorrat anzulegen, ist der Hauptarbeitsbereich und der Stolz einer Bäuerin.

«Den Boden bearbeiten, säen, pflegen und sehen, wie es wächst, das gefällt mir. Doch mit der Ernte kommt die grosse Arbeit. Ich kann es ja nicht einfach liegen lassen. Ich muss voll da sein, oft auch abends rüsten und konservieren. Ich muss recht gut planen, weil ich noch Religionsunterricht gebe. Damit will ich die Familie nicht belasten, denn das ist mein ganz persönliches Interesse. Ich erteile ihn zu meiner Befriedigung und Bestätigung. Die Familie möchte eigentlich, dass ich hier wäre. Auch von anderen Bäuerinnen weiss ich, dass ihre Männer es gern haben, wenn sie daheim sind – möglichst in Rufweite.»

Mit der Selbstversorgung aus dem Garten und ihrer Arbeit auf dem Hof trägt Pia zum Lebensunterhalt der Familie bei. Für sie ist selbstverständlich, dass das Einkommen beiden zur Hälfte gehört. Sie verfügt darüber und fühlt sich gleichberechtigt.

«Ich entscheide, wäge ab und bestimme selbst, was in meinem Bereich zu kaufen ist. Auch mein Mann schafft einfach an, was er im Betrieb braucht. Wir hatten bisher keine Differenzen deswegen.»

Auf meine Frage, ob sie auch AHV/IV-Beiträge bezahle und bei Invalidität versichert sei, reagierte Pia entrüstet:

«Ich habe mir darüber noch nie Gedanken gemacht. Aber wenn du so fragst, fällt mir auf: Da wird ja eigentlich nur der Mann abgerechnet, die Bäuerin nicht. Das ist ja nicht zu glauben, da müsste ich ja kämpfen für die Frau. Aber in meiner Position bin ich diesbezüglich ohnmächtig. Der Bäuerinnenverein und der Bauernverband arbeiten gesamtschweizerisch zusammen, die sind da, um dafür zu kämpfen.»

Den Lohn als Religionslehrerin legt Pia seit einiger Zeit für sich auf die Seite, um sich Wünsche zu erfüllen oder in die Ferien zu gehen.

«Ich war zum Beispiel in Israel, das zahlte ich selber. Das ist auch ein wenig mein Stolz. Wenn ich fühle, dass ich Entspannung nötig habe, arrangiere ich mir Ferien – wenn auch nur selten. Ich mach auch ab und zu Freitage und Ausflüge.»

Pia macht in einigen Vereinen mit und möchte so den Kontakt zu andern Frauen pflegen.

«Aber manchmal ist er recht schwierig. Vielen Frauen ist der Betrieb sehr wichtig. Sie gehen voll auf in diesem Beruf und müssen nichts mehr haben. Die Frauen in meinem Alter sind nicht daran gewöhnt, Zeiten einzuhalten. Das Zeitgebundensein haben sie nie gelernt, auch Abschalten und Feierabende kennen sie nicht. Doch ich kenne einige glückliche Bäuerinnen und beneide sie manchmal fast: Ihre schönen Gärten und Blumen!»

So sucht sich Pia gleichgesinnte Frauen in Bachblüten- und Heilkräuterkursen. Sie hat Freude am gemeinsamen Singen und leitet darum das «Trachtenhörli». Zu ihren schönsten Hobbies gehören das Kerbschnitzen und die Bauernmalerei. Obwohl Pia in einer idyllisch anmutenden Welt lebt, ist ihr auch Unheilvolles vertraut.

«Ungerechtigkeiten machen mir zu schaffen, besonders Ungerechtigkeiten in unserem Land und in meiner Umge-

bung, denn dahinter stehen immer Lügen, Intrigen, Macht. Mit meinem Religionsunterricht versuche ich dagegen anzukämpfen und suche auch Wege, um mir und meiner Familie ein friedliches Umfeld zu schaffen. Ich finde es wichtig, verbunden zu sein mit der Erde und dem Boden, mit den Bäumen und den Kräutern, mit den Steinen und den Farben; eins zu sein mit der Natur, ohne Ausbeutung und Raubbau. Das ist die Aufgabe einer Bäuerin, eines Bauern und die Aufgabe von uns allen.»

Das Gespräch mit Pia Lustenberger führte Monika Senn Berger.

Erfahrungen einer Stadtfrau

Susanne Kramer-Friedrich

Frauenleben auf dem Lande – weiss ich, was das heisst? Davon habe ich höchstens eine Ahnung, eine winzige Erfahrung, einen Traum und eine grosse Hochachtung.

Das erste Vikariat als Primarlehrerin verschlug mich nach Guntalingen.

Die Lehrerin bekam ihr drittes Kind. Es gab in dem Dorf mit den stattlichen Riegelhäusern – lauter Bauern und noch ein Wagner wohnten da – ein Schulhaus, mitten im Dorf, unten das Schulzimmer, oben die Lehrerwohnung. Und zuoberst ein Türmlein mit einer Glocke. Die musste pünktlich um 11 Uhr und um 16 Uhr geläutet werden, und zwar kräftig, und zwar ganze fünf Minuten lang – damit die Bäuerinnen auf dem Feld nach Hause eilen konnten, um das Mittag- bzw. Abendessen zur rechten Zeit auf dem Tisch zu haben. Das war das oberste Gebot: pünktlich zu läuten... Was ich mit ihren Kindern machte, war weit weniger wichtig. Dagegen erschien am Ende der dritten Woche der Schulpflegspräsident und teilte mir mit, die nächste Woche kämen die Kinder nur am Morgen zur Schule, denn am Nachmittag müssten sie alle «in die Hopfen»; und bald darauf begann der Heuet. Schwerarbeit für meine Schülerlein, Ferien für mich – unbezahlt natürlich. Mir war's leid, ich hatte in den paar Wochen dort wohl mehr gelernt als die Kinder: konnte nun Weizen von Gerste und Roggen von Hafer unterscheiden, wusste, wie ein Bindenmäher funktioniert und wozu es Garbenseile braucht ausser zum Springseilen.

Mitten im Studium lernte ich meinen Mann kennen und begann mit einem Leben als Pfarrfrau auf dem Lande zu rechnen. Ich träumte sogar davon: sah das Bild ganz deutlich vor mir, wie ich auf einer Landstrasse durch Wiesen einen Hügel hinan ging, auf dessen Höhe ein dunkelbraunes Chalet stand, überwölbt von einem mächtigen Birnbaum. Und sah mich dort gleich nochmals: ich lehnte aus dem Fenster im Giebel hin-

aus und schüttelte die Federbetten, weiss-rot karierte, dass die Federn flogen...

Ich zog meine Schlüsse aus dem Traum; verzichtete auf den eigenen Studienabschluss, um wenigstens vor der Heirat ein paar Jahre zu unterrichten. Denn dass es damit dort oben auf dem Hügel aus sein würde, schien mir klar. Dass eine Pfarrfrau auf dem Lande eventuell ihrem erlernten Beruf nachgehen könnte, dass ausser Federbetten schütteln, Birnen auflesen, seine schwarzen Hosen dämpfen und die schwarzen Schuhe auf Hochglanz polieren, Zeit und Toleranz für ein Eigenleben bleiben würde, kam mir nicht einmal in den Sinn.

Das Chalet auf dem Hügel blieb ein Traumbild, mehr und mehr ein Alptraum, dem ich nicht nachtrauerte.

Inzwischen habe ich selber schon lange ein Haus auf dem Lande, beziehungsweise in einem kleinen Tessiner Bergdorf, dessen Bevölkerung ich nun allerdings nicht mehr nur von ferne kenne. Ich habe sie gesehen, bewundert und geliebt, die tapferen gebückten Gestalten, viele mit unheilbaren Rücken- und Knieschäden, wie sie das Heu im Sommer und das Holz im Herbst auf dem Rücken nach Hause und in die Ställe trugen. Ich habe ihre Einkaufstaschen gesehen, mit denen sie vom Tal herauf mit mir im Postauto fahren: Bescheiden lebten sie, von Kartoffeln, Kaffee, etwa einer Wurst, bis sie das goldene Zeitalter erreichten: 62 für die Frauen, 65 für die Männer, wenn sie auf der Post ihre AHV in Empfang nehmen konnten, jeden Monat, ob's ein gutes, ein verregnetes oder ein zu trockenes Jahr war. Dann aber überliessen sie die Matten dem Schicksal, keine Ziegen und Schafe und schon gar keine Kühe mehr im Dorf, und die Wiesen, die saure Arbeit von Generationen, verganden in wenigen Jahren, wenn niemand mehr mit der Sense die Steilhänge schneidet. Und nun liegen sie fast ausnahmslos auf dem Friedhof: Delfina, Leonora, Carmelina, seit zehn Tagen auch Annetta. Die jungen Frauen wollten alle hinunter ins Tal ziehen, sobald die Kinder zur Schule kamen – dort haben sie mit einer Dreizimmerwohnung, der Innovazione und der Migros ein leichteres Leben. Ein schöneres auch? Ein reicheres? Schon gibt es die nächsten Jungen, die wieder hinaufziehen, in die Häuser der Grosseltern – aber nur zum Wohnen – und ich meine, es sei wahrscheinlich ohnehin gar kein wesentlicher Unterschied mehr zwischen uns in der Stadt und ihnen auf dem Land: wir sehen dasselbe, Abend für Abend, wir lesen dasselbe, Morgen für Morgen, wir regen uns auf über Correo wie über Haas, wir lassen den Pfarrer einen braven Mann sein und sehen Derrick Dienstagabends um 20 Uhr.

Susanne Kramer-Friedrich (1935) ist Redaktorin des Kirchenbotes des Kantons Zürich und Mitglied der Ökumenischen Frauenbewegung Zürich

Projekte

Weltgebetstag

Christine Soland Vögli

Seit drei Jahren bin ich an der Gestaltung des Weltgebetstages massgeblich mitbeteiligt. Für mich ist es in der Gemeinde der Ort, an dem ich kontinuierlich mit Frauen an der Arbeit bin und feministische Perspektiven offen zur Diskussion stelle.

Die Liturgie gibt den Anstoss, einerseits das Leben der Frauen im Herkunftsland näher kennenzulernen, andererseits uns mit dem Thema der Liturgie auf dem Hintergrund eigener Erfahrungen auseinanderzusetzen. So führte uns beispielsweise ein stummes Gespräch zum Thema «Ich bete...» zu einem sehr persönlichen Austausch über unsere Gebetspraxis und zur Frage nach dem eigenen Gottesbild. Für mich war aufschlussreich, dass zwei Frauen ihre Gebete gerne an den «Herrn» oder «Vater» richteten. Drei Frauen zeigten sich dagegen kritisch und suchten nach theologischen Alternativen, die übrigen drei hatten noch keine feste Meinung dazu.

Beim Weltgebetstag denke ich vor allem an diese Arbeit mit der Vorbereitungsgruppe. Die Feier in der Kirche ist gleichsam eine Zusammenfassung von dem, was etwa zehn Frauen an fünf oder sechs Abenden im gegenseitigen Gespräch erarbeitet haben. Für mich sind diese vorangegangenen Gespräche das Entscheidende. Waren sie offen und ehrlich, sind wir einander in unserer Verschiedenheit begegnet und näher gekommen, so wird das im Gottesdienst auch für Aussenstehende spürbar – als Schwesterlichkeit oder gar «Frauenkirche» – erfahrbar.

Am Anfang war es schwierig, die Frauen dazu zu bewegen, sich nicht nur in der Gruppe, sondern auch in der Kirche, persönlich zu äussern. Inzwischen gehört das selbstverständlich dazu. Es kann sogar Spass machen, von Leuten aus dem Dorf einmal als eigenständig denkende Persönlichkeit – und nicht bloss als «Frau von» oder «Tochter von» – wahrgenommen zu werden. Zwar braucht es Überwindung dazu, aber die Gruppe macht Mut, den ersten Schritt zu wagen. Und die nächsten Schritte fallen schon wesentlich leichter.

Wohin die gegenseitige Ermutigung und möglicherweise auch die theologisch-spirituelle Ermächtigung führen kann, zeigte der vergangene 14. Juni. Dass es drei Frauen aus unserer Vorbereitungsgruppe waren, die – mit einem Flugblatt unter dem Motte «Streik heisst auch Solidarität üben» –, zum gemeinsamen Mittagessen und Gespräch eingeladen hatten, freute mich ganz besonders. Und dass wir nicht nur zu viert oder fünft, sondern an die zwanzig Frauen mit einer ganzen Schar von Kindern waren, die auf dem Gemeindehausplatz ihre Solidarität mit den Streikenden bekundeten, war für mich eine Überraschung, die mich für manches, was mir in meinem Amt nicht sonderlich behagt, zu entschädigen vermag.

Christine Soland Vögli arbeitet als Gemeindepfarrerin in Birmenstorf (AG) und wohnt mit ihrer Familie in Rohr bei Aarau.

Frauenbibliothek

Regula Würgler-Zweifel

«Ich bin eine ›Land‹-Feministin.»

Diese Aussage in einer städtisch-feministischen Runde erntete letzthin Gelächter. Ist eine Erklärung nötig? Auf dem Land (!), in diesem Fall eine Gemeinde von 10000 Einwohnern – wo man einander oft noch kennt – herrschen ausgeprägte soziale (nachbarschaftliche) Kontrollmechanismen. Patriarchale Strukturen und Machtausübung werden als selbstverständlich hingenommen. Auch Mütter und Hausfrauen üben gegenüber dem eigenen Geschlecht Druck auf «Andersdenkende» aus und zwingen zu rollenkonformerem Verhalten als in der Stadt.

Die Gemeindebibliothek als feministisches Zentrum?

Arbeitest Du nicht in einer Frauenbibliothek? so wurde ich vor kurzem gefragt. Nein, ich leite seit zwanzig Jahren eine ganz gewöhnliche Gemeindebibliothek, kann aber dank grosszügigem Buchkredit regelmässig ein reichhaltiges Angebot an feministischen Büchern aus Belletristik, Politik, Theologie und Sozialwissenschaften anschaffen.

Mit der Gemeindebibliothek als «Plattform» entwickelte ich 1975 die themenzentrierten Literaturzyklen, die jährlich an vier Abenden zeit- und gesellschaftskritische Fragen an Lesungen aufnehmen. Bereits 1980 hiess das Thema «Frau sein wird Sprache», 1981 «Auf der Suche nach den Vätern»; doch kein Zyklus fand mehr Echo als derjenige von 1988 mit dem Titel «Nicht nur friedlich und nicht still», den vier engagierte Schweizer Autorinnen zur Frage der (feministisch-theologischen) Emanzipation, des Friedens und berühmter Vorfahrinnen gestaltet hatten. 1990 bei den Abenden zur «Kultur der Frau im

Zürcher Oberland» reagierten einige engagierte männliche Besucher leicht verärgert...

Im Anschluss an diese Veranstaltungen bildeten sich bis jetzt oft regionale Frauengruppen, doch blieben bisher fast alle privat und unpolitisch.

Wie steht es mit der feministischen Theologie auf dem Lande?

In diesen Zyklen und auch während der Durchführung der «Zürcher Disputation 84» entstand eine regionale feministisch-theologische Frauengruppe, die sich nach zwei Jahren leider wieder auflöste. Die Fragen um Frauen und Bibel, bzw. Kirche ist in unseren Kirch- und Pfarrgemeinden ein Thema am Rande! Anlässlich eines ökumenischen Winterprogramms zum «Halljahr 91» bekam ich dank eines (von mir genutzten) Zufalls als Mitglied des Schweizerischen Ökumenischen Komitees Gelegenheit, die acht feministisch-theologischen Thesen der «Ökumenischen Frauenbewegung Zürich» vorzustellen. Da auch bei uns die Kirchgemeinden überaltert sind, evangelikale, oft junge Gruppen starken Zulauf haben, ist sehr wenig von einer feministisch-theologischen Diskussion zu spüren. Unter den spärlichen politischen Feministinnen beschäftigt sich nur ein kleiner Teil mit diesen Fragen!

Der 14. Juni 1991

Wahrscheinlich war es auf den Frauenstreik hin in unserm Dorf zum erstenmal auf politischer Ebene gelungen, «bürgerliche» und «linke» Frauen zu gemeinsamen Aktionen zusammenzubringen. Zu elft blockierten wir den Hauptverkehr vor dem Gemeindehaus, zwar unterstützt von einer Schar Frauen, argwöhnisch beobachtet von Verwaltungsmännern. Dieser Auftritt war auch für mich nach so viel feministischem Engagement nochmals eine besondere Mutprobe! Was uns da im Vorfeld und nachher an Abwehr und Angst entgegenkam, war beeindruckend. Die Strategie der Öffentlichkeit und des Regionalblattes hiess: Nichtbeachtung und Schweigen. Wie vereinzelt und vereinsamt wir Feministinnen hier in dieser Region noch sind, aber auch wieviele sich nach Kontakt und Vernetzung sehnen, lag schlagartig offen. Es wird noch viel feministisch-politischen Widerstand brauchen, bis frauenfeindliche Strukturen in den (Kirch-)gemeinden aufgebrochen sind.

Regula Würgler-Zweifel, Primarlehrerin, Mutter von drei erwachsenen Kindern, Leiterin der Gemeindebibliothek Pfäffikon, Literaturfachfrau

Das Leben ist Arbeit

Die Beziehung und Freundschaft von Anni, der Frau vom Land, dem «Arbeitsmensch» vom Hof Schwaig im Chiemgauer Tal zum Erzähl-Ich, der Frau aus der Stadt, dem «Lebemensch», wird von Ruth Rehmann in ihrem Buch «Die Schwaigerin»* einfühlsam umschrieben.

Folgende Textpassagen versuchen eine Annäherung an diese Anni: wie hat sie gelebt, was war ihr wichtig, was hat sie gefühlt, gedacht, gewollt.

«Sie selbst kann Schmerz aushalten, ohne eine Miene zu verziehen, das ist ihr Stolz, ihr Heldentum. Wenn ich beim Splitterausziehen die Hand wegziehe, lacht sie mich aus. Um die Hand mit der ausgeglühten Nadel nicht sehen zu müssen, konzentriere ich mich auf ihr Gesicht – die niedrige Stirn unter dem straff zurückgekämmten, braunblonden Haar, die über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen, die kleinen, grünen, spöttisch blinkernden Augen. Es ist ein Gesicht mit starken Kontrasten...» (19f)

«Neben Anni bin ich ein Kind, obwohl ich kaum jünger bin als sie, aber eben ein Lebemensch, kein Arbeitsmensch. Das sagt sie nie, sorgt nur dafür, dass für mich immer die leichten Arbeiten bleiben oder die, bei denen sie mir helfen kann. Sie weiss, obwohl ich mir Mühe gebe, es zu verbergen, dass das Durchhalten mir schwerfällt. Wie ein unerfahrener Bergsteiger stürme ich los, aber bald, eher noch als die Müdigkeit, kommt der Überdross an der ewig gleichen Bewegung, an den immer länger sich streckenden Zeiten. Ich sehne das Ende herbei, träume von der Rast im Schatten. Für Anni gibt es kein Ende. Das Leben ist Arbeit. Ist die eine getan, fängt die nächste an, langsam, stetig, ohne Hast, ohne Rast.» (25)

«Ob sie sich nicht gelangweilt hätte, immer daheim in der Abgeschiedenheit, frage ich sie. Wie sie das ausgehalten hätte, nie wegfahren, nie ausgehen ins Kino, zum Tanzen. Keinen Freund haben, keine Freundin, immer nur die Eltern, die Tanten, lauter alte Leute, das ist doch nichts für ein Mädchen. Sie sagt, dass sie ein- oder zweimal auf Hochzeiten gewesen sei und jeden



Herbst zum Dreschen auf die anderen Höfe mit anderen jungen Leuten, da sei es lustig gewesen. Zu Hause hätte es immer Arbeit gegeben und Leute zu versorgen, die Eltern, die Tanten, die Nachbarn, die abends nach Schwaig zum Trinken und Ratschen kamen.» (38f)

«So begriff ich zum ersten Mal, was ich in den Jahrzehnten danach immer wieder begriffen und immer wieder verdrängt habe, dass ich aus dem Wichtigsten ihres Lebens, der Arbeit, ausgeschlossen war. Nicht weil ich keine Übung besass. Die hätte ich erwerben können. Was mir fehlte, war eine Disposition, die älter war als diese beiden, vom Sach, nicht von Menschen geprägt, durch Generationen vermittelt: ein Sich-fügen unter gegebenen Bedingungen, ein eingefleischtes Verständnis von Arbeit als natürlicher Lebensweise, nie beendet, nie belohnt, auf den Bestand des Bestehenden gerichtet über die eigene Lebenszeit hinaus.» (45)

«Was immer sie gefühlt hat – Trauer, Ärger, Enttäuschung, Zorn –, hat nie einen Namen bekommen, ist mit Worten nicht zu erreichen. Ich rede, sie schweigt. Wir leben in verschiedenen Wirklichkeiten, aber ihre ist wirklicher. Sie ist das frischbezogene Bett, das ich beim Erwachen wahrnehme, und der Wiesenduft in den gebügelten Laken und meine Tasse mit Enzianmuster auf dem längst abgeräumten Frühstückstisch, als ich am nächsten Morgen herunterkomme, daneben das Sieb zum Auffangen der Milchhaut, vor der ich mich ekle. Dass sie dran denkt, dass sie es tut, ist ihre Art, Gefühle zu sagen.» (79)

«Es gibt kaum eine Möglichkeit zu erfahren, was in Anni vorgeht, ausser durch Schauen, Hören, Riechen, Fühlen, Schmecken. Wenn sie sich ärgert, klappern die Töpfe, die Holzkiste fliegt krachend unter den Herd, die Bestecke

werden achtlos über den Tisch gestreut. Gute Laune äussert sich in gellendem Pfeifen und stolzem Gang, in einem spielerischen Übermut der Bewegungen, der sich den Dingen mitteilt. Wenn sie Leute nicht mag, lässt sie sie einfach verschwinden.» (79)

«Und die Liebe? hat Elfriede gesagt, die immer nur an das eine denkt, was ist mit der Liebe? Die kommt schon mit der Zeit, sagten die Frauen. Mit der Ehe kommt die Liebe ganz von allein. Hauptsache, er hat zwei Hände zum Schaffen und einen Puckel zum Tragen und in der Hose etwas zum Kindermachen.

So verfügten sie in einer Art Chorgesang über Annis weiteres Leben, während die, von der die Rede war, in Schwaig am Herd stand und für die Gäste kochte, die überraschend von auswärts gekommen waren – ich und der Freund –, und als Anni den Tisch aufdeckte, war ihre Heirat schon komplett.» (83)

«In der Hochzeitsnacht haben die Nachbarinnen ein Schreien gehört, obwohl die Höfe weit auseinanderliegen und der Fluss laut ist bei der Nacht. Trotzdem wollen es alle gehört haben, sogar gesehen, in einer Finsternis ohne Mond, wie ein weisses schreiendes Hemd aus der Haustür sprang und an der Holzhütte vorüber die Obstwiese hinauf. Dort hängte es sich an den Stamm eines Apfelbaums, man weiss auch an welchen, bog sich, krümmte sich wie im Sturm, obwohl kein Wind ging in dieser Nacht, und rannte weiter, kroch durch den Weidezaun, lief ein Stück in die Weide hinein und duckte sich in die Erde, so tief, dass nichts Weisses mehr vorsah. Aber zur Melkzeit ist es wieder heimgekehrt. Wo hätte es auch hingehen sollen? ... Der Hochzeiter hat nichts gemerkt. Er hat unbandig geschlafen, nachdem er getan hatte, was der Segen des Priesters erlaubte.

Die Frau ist nicht wieder weggelaufen, weder bei Tag noch bei Nacht, und seht nur, was das für eine gute Ehe geworden ist.» (91f)

«Annis Schicksal ist anders als meins. Was anders ist, kann ich mit Worten nicht sagen. Ich sehe es auf den Votivbildern in der Altöttinger Gnadenkapelle: Feuersbrunst und Wassernot, Plage, Seuche, Blitz- und Hagelschlag Gottesgericht, unerforschlicher Ratschluss. Da gibt es kein Deuteln, kein Erklären, kein Zerlegen in Äusseres und Inneres, Verhältnisse und Schuld. Mit der Gewalt eines Schmiedehammers schlägt es zu, von oben nach unten. Anni ist der Amboss, hält dagegen, hält aus, wird härter. Die Plötzlichkeit der Schläge erlaubt kein Ausweichen, keine Vorsorge. Ihr Schicksal ist aus einem Stück und bildet mit ihr, der Geschlagenen, eine Einheit, in die niemand eindringen kann. Keine Möglichkeit, ihr anzubieten, was sie mir so oft geboten hat: lass dich fallen, ich fang dich auf. Sie kann sich nicht fallen lassen, und es gibt auch keinen Ort auf der Welt, wohin sie sich fallen lassen könnte. Von der Religion nimmt sie nur die äussere Form. Trost, Hilfe, Gemeinschaft lässt sie nicht an sich heran. Was innen geschieht, bleibt innen. Die Zeit ebnet's ein, und die Arbeit, ja, wenn sie sich irgendwo hineinwirft, ist es die Arbeit.» (139)

Zusammengestellt von Monika Hungerbühler

Ethno- psychoanalyse

Ein Bericht

Regula Würgler-Zweifel

Ein dicker Frauenwäzler

Seit bald zwei Monaten liegt ein über 530 Seiten dicker Forschungsbericht zum Thema «Formen gelebter Frauenkultur – ethnopschoanalytische Fallstudien am Beispiel von drei Frauengenerationen des Zürcher Oberlandes» in meinem Arbeitszimmer. Das unter dem wissenschaftlichen Titel erschienene Werk ist ein Forschungsprojekt, das ab Frühling 88 während längerer Zeit insbesondere die Frauen von Pfäffikon beschäftigt – und vielleicht verändert hat. Das Besondere an diesem Frauenprojekt – neben seinen Erkenntnissen – war sein *neuer Ansatz*: vier Wissenschaftlerinnen haben je zu zweit für drei Monate im 9500 Einwohner(innen) zählenden Dorf *gewohnt*. Mit über 30 Frauen wurden intensive *Gespräche* geführt, bei einigen deren *Alltagsabläufe* registriert und damit «Feldforschung in der eigenen und nicht in einer fremden Kultur» betrieben. Die Wahl der Wissenschaftlerinnen fiel aus verschiede-

Zum Projekt

Die am Projekt «*Formen gelebter Frauenkultur* – ethnopschoanalytische Fallstudien am Beispiel von drei Frauengenerationen des Zürcher Oberlandes» beteiligten Wissenschaftlerinnen Dr. *Maya Nadig*, Ethnologin/Psychoanalytikerin, Projektleitung, lic. phil. *Maria Gubelmann*, Ethnologin/Psychoanalytikerin, lic. phil. *Anne Gilbert*, Geographin/Wirtschaftshistorikerin, lic. phil. *Verena Mühlberger*, Ethnologin/Sozialhistorikerin haben in gemeinsamer intensiver über dreijähriger Arbeit – im Austausch mit Elisabeth Joris und Heidi Witzig, die ein sozialhistorisches Projekt im Zürcher Oberland verfolgten – ihre Aufzeichnungen und Daten zusammengetragen. Allmählich ist aus einer riesigen Fülle von (Archiv-)material aus Hypothesen und Theorien, nach gegenseitiger Befragung und Anhörung rund um das Projekt ein Bild, eine Art Zusammenspiel heutiger Lebenswirklichkeit jüngerer und älterer Pfäffiker Frauen entstanden.

nen Gründen auf Pfäffikon: Ausschlaggebend war ein Ort, dessen Bevölkerungszusammensetzung in verschiedener Hinsicht als dem «Durchschnitt entsprechend» gilt, der geographisch, historisch und politisch gut erforscht und dokumentiert ist.

«Ein Frauenprojekt in Pfäffikon»!

Allein diese Vorstellung erfüllte mich mit Freude und Stolz – ich teilte sie mit vielen andern Frauen –, habe ich doch schon während Jahren versucht, kulturell-feministischen Anliegen zum Durchbruch zu verhelfen. Gespräche mit den Forscherinnen, die Aufnahme und Weitervermittlung des Projektes im Rahmen eines Literaturzyklus und die Begleitung der Arbeit sind nun Anlass für mich, diesen Bericht zu schreiben. Berufeneren werden die Würdigung der grossen Arbeit vornehmen, ich möchte mich zur Hauptsache darauf beschränken, das, was sie bei mir und andern an Gefühlen, Reaktionen und Überlegungen ausgelöst hat, hier festzuhalten. Um ein Ergebnis vorwegzunehmen: das «offizielle» Pfäffikon hat kaum, weder vom Projekt, noch vom Bericht, Kenntnis genommen!

Zum Bericht

In einem längeren, spannend zu lesenden Teil I entfaltet Maya Nadig, unterstützt von Maria Gubelmann den Begriff der *Frauenkultur* und die Art des Vorgehens bei *ethnopschoanalytischen Gesprächen*. Diese werden in Teil IV in fünf verschiedenen Beispielen ausführlich dokumentiert.

Die ethnologische Perspektive und deren Theorie, auch die Methode zu ihrer Erfassung werden von Anne Gilbert in Teil II umfassend dargestellt. Sie ist ebenfalls der Frage der Frauenarbeit in all ihren Facetten nachgegangen.

Mit der Gemeinde Pfäffikon befasste sich Verena Mühlberger, sie hat das Vereinsleben und die Gemeindepolitik unter die Lupe genommen und sich zusammen mit Anne Gilbert der Darstellung und Auswertung von fünf Tagesabläufen in Teil III angenommen.

Die Gesamtauswertung über Mütter und Alltag (Mühlberger), Frau und öffentliche Kultur mit spezieller Berücksichtigung von Adoleszenz und Menopause (Nadig) sowie zu den «Übergangssituationen im Leben der Frau» (Gubelmann) endet in Teil V mit der Feststellung von der *Ghettolage der Frauenöffentlichkeit gegenüber der gesellschaftlichen Öffentlichkeit* (Nadig)! Diese lapidare Feststellung wird niemanden, der sich schon mit Frauenanliegen beschäftigt hat, gross erstaunen! Eigene Beobachtungen und Erkenntnisse aus dem sorgfältig seine Schlüsse ziehenden Bericht verleiten mich zu folgenden Aussagen:

– Hausfrauen und Mütter werden – trotz ihrer immer wieder beschworenen «Wichtigkeit» – mit ihren Anliegen nicht ernstgenommen und von der Öffentlichkeit alleingelassen.
– Berufsfrauen werden schlechter entlohnt als Männer – auch in sogenannten «frauenfreundlichen Betrieben».

Was ist das Nationalfondsprogramm NFP 21?

1985 wurde vom Bundesrat – auch im Hinblick auf das Jubiläumsjahr 91 und den eventuellen Schritt einer Integration in die EG – das nationale Forschungsprogramm 21 «Kulturelle Vielfalt und nationale Identität» in Auftrag gegeben. Im Rahmen dieser Untersuchung wurden u.a. siedlungs- und landschaftspolitische, sprachliche und konfessionelle Aspekte unseres Landes untersucht. Knapp 50 Teilstudien sind entstanden, drei davon befassen sich mit weiblicher Identität in der Schweiz, mit der Entwicklung der Familie und mit dem Wandel der Rolle der Frau seit der Industrialisierung bis heute.

Immer noch ist es für wissenschaftlich arbeitende Frauen schwierig, einen Kredit für ein Forschungsprogramm beim Nationalfonds zu erhalten. Die Ethnopschoanalytikerin *Maya Nadig* – sie übernimmt ab diesem Herbst eine Professur in Bremen – schaffte es für das NFP 21 dank ihrem 1986 veröffentlichten Buch «Die verborgene Kultur der Frau – über Bäuerinnen in Mexiko»; die beiden Sozialhistorikerinnen *Elisabeth Joris / Heidi Witzig* mit dem im gleichen Jahr herausgekommenen Band «Frauengeschichte(n) – Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz.»

Die NFP 21 – Arbeit *Joris / Witzig* zum Wandel der Familien- und Frauenrolle zwischen 1840-1920 im Zürcher Oberland und diejenige der Frauengruppe um *Maya Nadig* «Formen gelebter Frauenkultur» sollen beide im nächsten Jahr in Buchform erscheinen.

Kurzfassungen beider Projekte können bezogen werden bei: Schweiz. Nationalfonds, Dr. Beat Butz, Sekr. der Abt. IV, Postfach 2338, 3001 Bern. Darin finden sich weiterführende Literaturlisten sowie Hinweise auf die weiteren Projekte des NFP 21.

- Die Frustration junger Mütter und älterer (Haus-)frauen gegenüber der männlichen Öffentlichkeit ist gross.
- Die dringend benötigte soziale und gemeinnützige Arbeit funktioniert dank den Frauen – sie besitzt wenig Sozialprestige in der (männlichen) Öffentlichkeit.

Trotzdem kreatives Potential

Alle diese Feststellungen treffen zu, sie werden auch in der vorliegenden Arbeit dokumentiert, tragen aber trotzdem der Sorgfalt bei der Erhebung und Auswertung – und dem kreativen Potential der Frauen in Pfäffikon zu wenig Rechnung, die immer wieder versuchen, der gesellschaftlichen Entwertung mit einer individuellen Sinnggebung zu begegnen. Die Forscherinnen waren beeindruckt von den Anstrengungen

der Frauen, ihre Haus- und Familienarbeit aufzuwerten. Aus den Forschungsgesprächen wurden echte Dialoge, aus denen hervorgeht, wie die Befragten langsam Zutrauen fassten, wie die «Maske» im Verlauf der Begegnung fiel und Verletzungen preisgegeben wurden, die bis jetzt noch niemandem anvertraut worden waren. Auch die Wissenschaftlerinnen gerieten in ein Wechselbad der Gefühle, das auf ihre theoretischen Annahmen und auf den Gang der Arbeit nicht ohne Auswirkungen blieb.

Vorläufer des Forschungsberichtes

Beim Lesen der Dialoge, die zum Teil ohne Schaden gekürzt werden können, sind mir die 1976 von Laure Wyss herausgegebenen 14 Protokolle von Schweizerinnen «Frauen erzählen ihr Leben» in den Sinn gekommen. Dort hat die Autorin als Schriftstellerin feinfühlig Frauen aus unserem Land befragt, die dann in der Ichform die wichtigsten Stationen aus ihrem Leben erzählen. Die authentischen Schicksale, die den Ist-Zustand der Frauenunterdrückung und -emanzipation in unserem Land festhalten, verdanken ihre Entstehung unter anderem der soziologischen Analyse «Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft» von Thomas Held und René Levy, die 1974 schwarz auf weiss bewies, welch patriarchalisches Land – mit freundlichem Gesicht! – die Schweiz immer noch ist!

Jetzt haben vier Frauen (nicht zwei Männer) einen Punkt auf der Landkarte der Schweiz für ihre Feldforschung gewählt: eine Landgemeinde, bei der auch sie, die Stadtfrauen, auf viele tra-

Was ist Ethnopschoanalyse?

Die Ethnopschoanalyse untersucht in Gesprächen und Erhebungen das Verhältnis zwischen dem Individuum, dem Subjekt mit seinen Gefühlen und Verletzungen und der Gesellschaft mit ihren «objektiven», auch abstrakten Strukturen wie die Öffentlichkeit, Politik, Wirtschaft, Religion etc.

Kern der Ethnopschoanalyse ist zu zeigen, dass sich im subjektiven Einzelschicksal soziale und gesellschaftliche Wirklichkeit spiegelt.

ditionelle Verhaltensformen von Frauen gestossen sind. Hier leben noch bürgerlich-konservative Anschauungen über «Frau und Familie» weiter, denen sich auch jüngere, aus der städtischen Agglomeration zugezogene Frauen unterziehen – wie ebenfalls im Bericht zum Ausdruck kommt.

Anstrengungen – und Forderungen

Die Untersuchung zeigt, welche Anstrengungen Frauen unternehmen, um sich immer wieder neue «soziale Räume» zu erschliessen. Mit grosser Mühe werden ausserhäusliche Begegnungen gestaltet, Gruppen aufgebaut, wird versucht, im weiteren gesellschaftlich-sozialen Raum Fuss zu fassen.

An einer im September 91 zum Abschluss des Ganzen stattgefundenen Präsentation setzten sich ungefähr 20 Frauen mit der Forschungsarbeit auseinander. Die Wissenschaftlerinnen haben ihre Arbeit abgeschlossen, Schlüsse daraus müssen die wenigen engagierten Frauen von Pfäffikon selber ziehen.

Sie erhielten einen neuen Impuls, zugleich wurde sichtbar, wer aus unserm Dorf und seiner Umgebung zu den Feministinnen gehört!

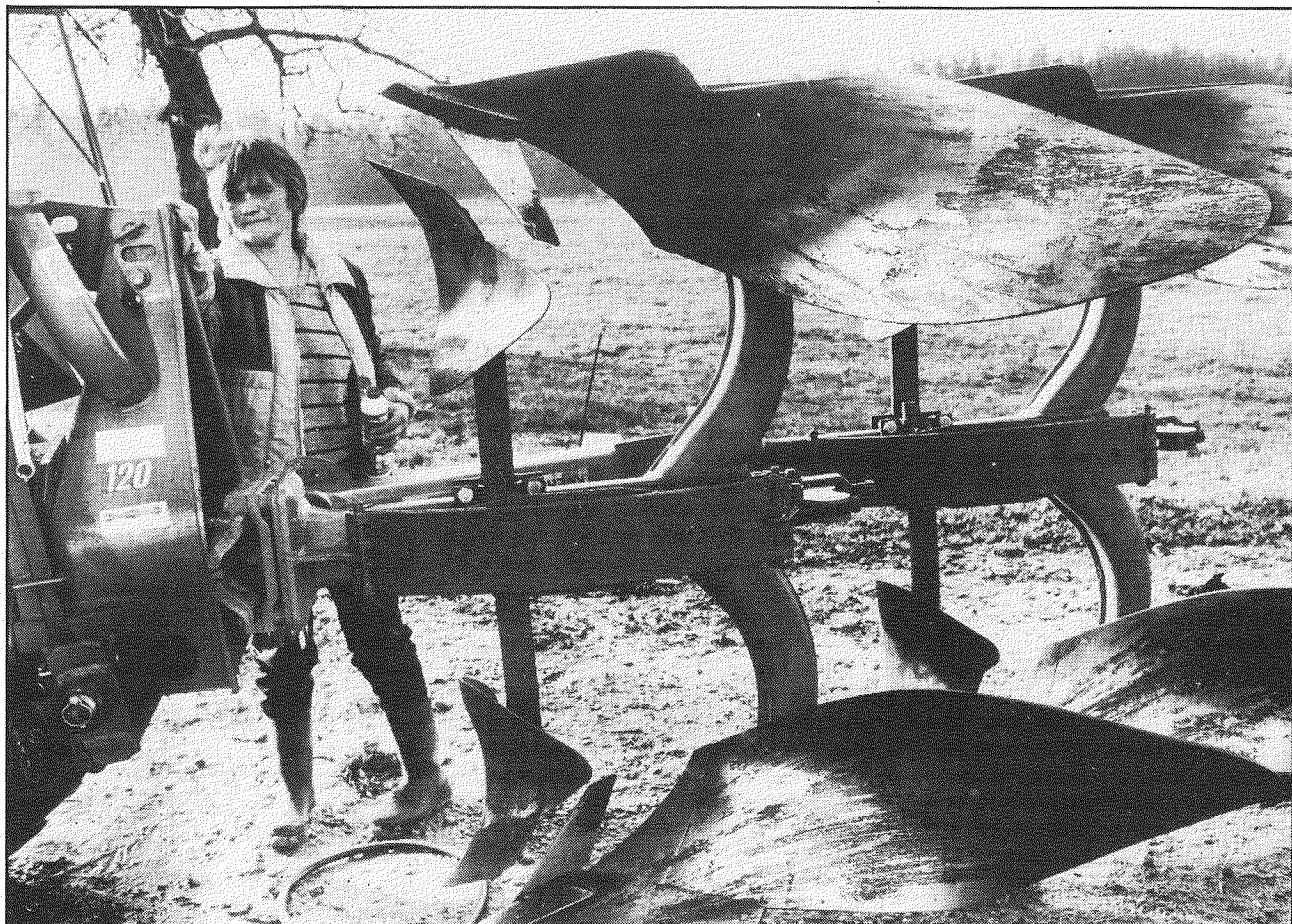
Folgende Forderungen wurden geäussert:

- Mehr Frauenräume! Frauen brauchen eigene Räume ausserhalb des Hauses, wo sie längerfristig bestimmen und planen und ihre sozialen und kulturellen Ideen verwirklichen können.
- Das 1971 gegründete Frauenpodium sollte wiederbelebt und zur Anlaufstelle, zur Vernetzung verschiedenster Frauenanliegen ausgestaltet werden.
- Frauen müssen ermuntert und aufgefordert werden, mit ihren Anliegen an die Öffentlichkeit zu treten.

1991 ist der Bericht «Kultur der Frau» erschienen. Wird er eine Initialzündung für die Frauen in Pfäffikon und Umgebung sein? Ihnen zur Einsicht verhelten, dass sie nicht so leben, wie sie leben möchten? Sie befähigen, ihre Situation nicht einfach nur als privat-individuelle, sondern als strukturelle, durch die Gesellschaft bedingte, zu sehen?

Kritik am Schluss

Als Leiterin der Gemeindebibliothek und Veranstalterin von «auch» feministischen Literaturzyklen habe ich mich nach dem Durchlesen des Berichtes gefragt: Warum wurde unter dem Thema «Kultur der Frau» die hauptsächlich von Frauen getragene und benützte kulturelle Einrichtung der Gemeindebibliothek Pfäffikon mit ihrer Ausstrahlung und der Präsentation feministischer Autorinnen und Bücher mit keinem Wort erwähnt?



Lieber eine Feministin auf Erden...

... als ein Engel im Himmel

Martina Müller

12

Eine der grossen Annehmlichkeiten eines Pfarramts auf dem Land ist es, eine Arbeit zu haben, die nicht beständig hinterfragt wird. Hätte ich mir nicht schon vor einiger Zeit vorgenommen, nie mehr zu früh zufrieden zu sein, könnte ich mir Fragen in Bezug auf Sinn und Motivation meiner Arbeit sparen und mich ganz einfach darauf beschränken, meine Pflicht zu tun. Mit der Aussicht, ein Engel im Himmel zu werden. Eine Feministin auf Erden zu sein, ist aber sowohl spannender als auch realistischer. So habe ich die Herausforderung angenommen, über meine derzeitige Situation, eine feministische Theologin im Pfarramt von zwei kleinen Bündnergemeinden zu sein, nachzudenken, das Ganze zusammenzufassen und zu versuchen, es in verständliche Sätze zu kleiden.

Es ist mir wichtig zu sehen, dass es sich bei diesen Überlegungen um den derzeitigen Stand der Dinge handelt. Veränderungen sind vorzusehen. Es ist eine Betrachtungsweise, die in ein Netz mit anderen gehört. Für dieses Netz von Reflexion und Umsetzung stelle ich meine Überlegungen zur Verfügung.

Die Logik unserer patriarchalen Kultur zwingt mich, was ich zu sagen habe, in einen Ablauf von erstens bis x-tens zu bringen. Dies entspricht aber nicht meiner Wahrnehmung der Realität und auch nicht meiner Denkweise. Die Grafik ist darum ein Versuch, die Abhängigkeit der verschiedenen angeschnittenen Kreise untereinander sichtbar zu machen. Ich hoffe, dass damit auch die Spannung, die das Ganze zusammenhält, deutlicher wird.

Hier bin ich

Ich habe mich als feministische Theologin über die Jahre radikalisiert und bin sicherer geworden. (1) Es ist mein Anspruch, dass mein Denken und Reden übereinstimmt mit dem, was ich lebe. Die Denkmodelle, die ich entwerfe, möchte ich ständig anhand meiner Erfahrungen in Beziehung zu anderen Frauen, aber auch Kindern und Männern und zu mir selbst, überprüfen.

Von daher verbinde ich mit der feministischen Theologie keinen Lehranspruch. Je klarer meine Schlussfolgerungen werden, desto mehr verschwin-

det mein missionarischer Eifer. Was bleibt, ist der Anspruch und die Hoffnung, eine verändernde und gestaltende Wirkung zu haben, die aber nicht meiner Kontrolle untersteht, und die ich mir auch nicht im Sinne einer Leistung anrechne.

Die Basis meiner intellektuellen Deutung dessen, was mir begegnet, ist eine grundsätzliche Patriarchatskritik. Davon nehme ich auch die geheiligsten Bereiche christlicher Tradition und Lehre nicht aus.

Ich will in meinem Denken die tödliche Trennung von Göttlichem und Geschaffenem aufheben. Göttlichkeit wird wirksam und sichtbar in den Kräften, die Leben erhalten und ermöglichen. Unaufgebbar ist die Würde jeden Le-

mit es nie verlöscht, ist für mich immer mehr zum Symbol für mein Amt geworden. Ihre Priesterin kann ich sein.

Das Symbol wird auch von aussen an mich herangetragen. In allen kleinen Landgemeinden ist es für die meisten Leute wichtig, dass das Pfarrhaus bewohnt ist, und am Sonntag die Glocken zum Gottesdienst läuten, auch wenn sie nie einen Fuss ins Pfarrhaus oder in die Kirche setzen. Ich sehe in dieser Erwartung eine sehr ernstzunehmende spirituelle Dimension, die zwar reformierten ChristInnen nicht erlaubt wäre, aber eben doch vorhanden und relativ stark ist. Ich merke es auch daran, dass Frauen und Männer Erschrecken zum Ausdruck bringen, wenn sie mich, zum Beispiel beim Tod einer Angehörigen,



bens, die notwendige Gerechtigkeit der Beziehungen und unsere Verantwortung für Erschaffung und Zerstörung von Lebensmöglichkeiten.

Ich gehe von der grundsätzlichen Gleichwertigkeit von Frauen und Männern aus. So wie die Verhältnisse in unserer Kultur geworden sind, finde ich es aber wichtig, alles, was geschieht, nach Geschlechtern differenziert wahrzunehmen und einzuordnen.

Getragen bin ich in meinem Fühlen, Denken und Handeln von der Macht von Frauenbeziehungen. Ich bin zwar finanziell abhängig von patriarchalen Strukturen und in meiner Arbeit ein Stück weit auf das Wohlwollen einzelner Männer angewiesen, habe mich aber aus der Notwendigkeit, in meinem Denken und Fühlen von Männern anerkannt zu werden, gelöst.

Mit der Zeit habe ich eine eigene Spiritualität entwickelt, deren Riten aus den Notwendigkeiten meines Lebens hervorgegangen sind. Ich habe ein tiefes Misstrauen allen neuen, «matriarchalen» Riten gegenüber. Sie machen mir Angst, und ich fühle mich von ihnen genauso dominiert wie von den traditionellen christlichen Ritualen.

Hestia

Die griechische Göttin, die das Herdfeuer, das Feuer des Lebens hütet, da-

suchen, und ich über einen ganzen Tag nicht erreichbar bin.

Die «Hestiarolle», wie ich es für mich selber nenne, bedingt natürlich eine Festlegung auf die «Aussenseiterin». Hingegen bedeutet sie für mich eine Form von Macht, die nichts zu tun hat mit der institutionellen Macht des patriarchalen Pfarramts, sondern mit Lebensmacht, an der immer viele Anteil haben.

In dieser Art ein Pfarramt zu versehen, hiesse ganz einfach «dasein», zu leben mit den Frauen, Kindern und Männern des Ortes, Anteil zu nehmen und nehmen zu lassen.

Es wäre eine Anmassung, ihnen auch nur ansatzweise vorschreiben zu wollen, wie sie eigentlich zu leben hätten. Dies steht sehr in Spannung zum Verkündigungsanspruch der christlichen Kirche. Viele haben auch die Erwartung am eineN PfarrerIn, dass sie/er mehr weiss und Antworten kennt, die ihnen verschlossen bleiben. Für diese bin ich da als Ersatz für ihre eigene Religiosität.

Zur Hestia gehört auch die Unterstützung und Freundschaft, die ich von Frauen (und einzelnen Männern) aus dem Dorf erfahre. Ohne sie hätte ich meine Stelle sicher bereits aufgegeben.

Es ist offensichtlich für Frauen spannend, dass nun für religiöse Angelegen-

heiten eine Frau zuständig ist. Religion scheint mehr in die Nähe des Lebens zu rücken. Auch die Tatsache, dass ich ein Beispiel dafür abgebe, dass es für Frauen auch noch andere Lebensmöglichkeiten gibt als die traditionellen, scheint eine Rolle zu spielen.

Diese Unterstützung erhalte ich, obwohl ihre Themen nicht dieselben sind wie meine. Ihre Fragen drehen sich vor allem um Kinder, um die relativen Freiheiten, die sie sich von den Familienpflichten nehmen können, um die Gestaltung der Beziehung zum Ehepartner. Der grosse Teil der Frauen sind Bäuerinnen. Ich erlebe an ihnen ein besonderes Selbstwertgefühl, einen Stolz, der mit ihrer Arbeit zusammenhängt. Sie vermitteln mir Lebensmacht.

Genau hier entsteht aber auch eine der grössten Spannungen, die ich erlebe: wie weit geht die Solidarität? Wann schlägt die Herausforderung in Ablehnung um, weil ich mir als Frau eben doch mehr herausnehme, als mir zusteht?

Die patriarchale Struktur

Ich arbeite in einem noch immer von Männern und ihren Masstäben und Bedürfnissen geprägten Beruf. Für manche Leute werde ich natürlicherweise nie ein richtiger Pfarrer sein. Sollte ich scheitern, wird das nicht in erster Linie mir als Person angerechnet werden, sondern der Tatsache, dass ich eine Frau bin.

Kirche und Pfarramt

Der Rahmen für meine Arbeit ist ziemlich klar gegeben: Ich habe Gottesdienste zu halten und zu predigen. Ich erteile Religionsunterricht (12 Std. sind das Pflichtpensum), bin zuständig für «Kasualien» wie Taufen, Trauungen, Todesfälle und Konfirmationen. Es gibt Bibelabende durchzuführen, Spital- und andere Besuche zu machen, bereit zu sein für Gespräche, u. a. m.. Von der Struktur her wird also eigentlich dafür gesorgt, dass eine nicht auf dumme Gedanken kommt. Wenn eine, wie ich, noch selber zuständig ist für Haushalt und psychische und körperliche Rege-

neration, bleibt wenig bis gar keine Zeit, eigene Interessenschwerpunkte in die pfarramtliche Arbeit einzubringen, oder etwa sich (frauen)kirchenpolitisch zu engagieren.

Selbstverständlich bringe ich meine Interessen dennoch ein. Ich komme mir dabei des öfteren vor wie die listige Schlange. Manchmal bin ich nicht sicher, ob es sich dabei nicht einfach um eine Variante der sogenannten weiblichen Diplomatie handelt.

Allein dies: Feministische Theologie von einer Kanzel ist doch ein Widerspruch in sich! Die kirchlich-patriarchale Struktur ist in keiner Weise und an keinem Ort auf Gleichwertigkeit und gerechte Beziehungen angelegt. Wenn sie gelingen, dann der Struktur zum Trotz; vielleicht weil ihnen die grössere Lebensmacht innewohnt?

Um meinen Anspruch, nicht zu missionieren und die Leute in ihrem Lebenszusammenhang zu respektieren, gerecht zu werden, bleibt nur der Ausweg, meine Theologie zu verkleiden. Ich versuche Signalworte und von Feindbildern besetzte Begriffe zu vermeiden, eine Sprache zu sprechen, die alle verstehen können. Und ich erreiche damit, dass auch Männer gut finden, was ich sage. Was mache ich falsch? Ab wann ist die Verkleidung Verrat an der feministischen Theologie? Ab wann lasse ich mich vereinnahmen, ohne dass mir eine verändernde Wirkung bleibt? Wie weit sind Inhalt und Begriffe voneinander abhängig? Was würde es andererseits mir und den Anliegen der feministischen Theologie bringen, wenn die Zuhörenden die Ohren zu klappen und sich weigern zu hören?

Ich habe mich für die Verkleidung entschieden.

Ähnlich sieht es im Unterricht aus. Allerdings habe ich da wohl meinen grössten Spielraum, da der Lehrplan nicht fest vorgeschrieben ist. Ich unterrichte alle Stufen und wähle die Inhalte selber. Das bedeutet aber auch, Lektionen selber zu erarbeiten, da das vorhandene Unterrichtsmaterial fast durchwegs patriarchal und sexistisch ist. Der versteckte Vorwurf, dass ich

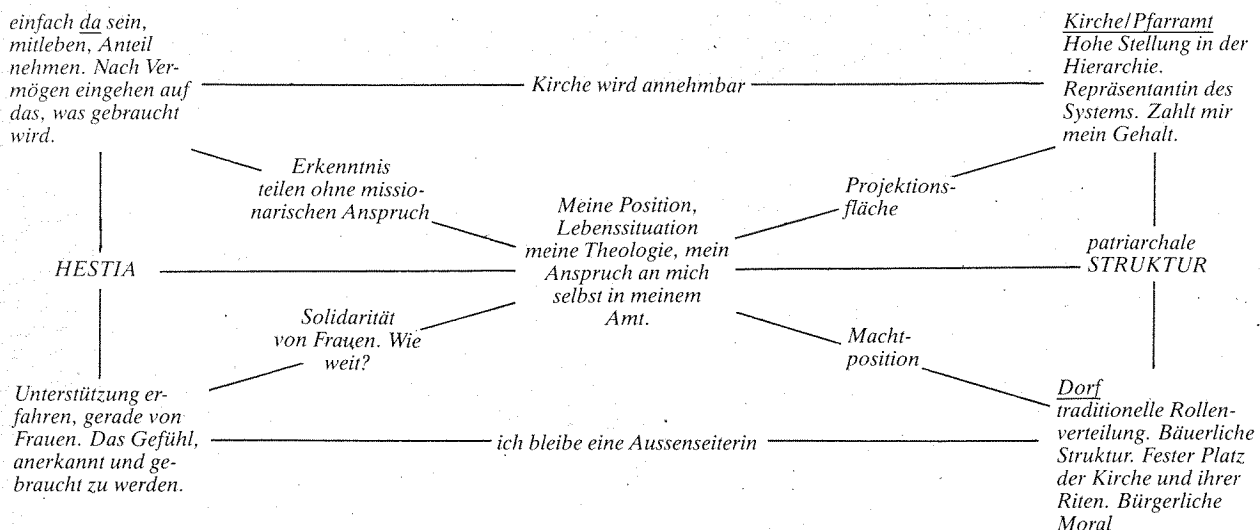
keinen «richtigen» Religionsunterricht erteile, verunsichert mich nicht mehr.

Aber die Frage stellt sich: Welche Kirche stelle ich vor? Welche Religion verrete ich? Da es mein Ziel ist, dass Mädchen und Buben lernen, auf ihre eigenen Lebenskräfte zu vertrauen und selber zu entscheiden, werden sie durch mich keine Kirchenmenschen. Andererseits lernen sie in mir eine Repräsentantin der Kirche kennen, die sie mögen. Mache ich ihnen also eine Kirche angenehm, deren Struktur ich eigentlich bekämpfe, weil sie Lebenskräfte unterdrückt?

Mich mit Grenzsituationen des Lebens (Geburt/Taufe, Heirat, Erwachsenwerden/Konfirmation, Tod) zu beschäftigen, passt zu meiner «Hestiarolle». Aber auch hier erlebe ich die Spannung, die ich oben angeschnitten habe: Für die Leute, die heiraten oder ein Kind taufen wollen, bin ich eine Repräsentantin der Kirche. Nach der letzten Trauung machte mir eine junge Frau ein Kompliment: «Ja, so würde ich auch in der Kirche heiraten wollen!»

Was habe ich also getan? Was ist wichtiger: Eingehen auf die Bedürfnisse von Frauen und Männern, auch wenn ich das Heiraten an sich (geschweige denn die kirchliche Eheideologie) ablehne? Oder meine Glaubwürdigkeit bewahren? Worauf beruht diese? Für mich beruht sie nicht auf einer übergeordneten Wahrheit, sondern auf der Gerechtigkeit der Beziehungen. Ich versuche also, den Frauen, Kindern und Männern, mit denen ich zu tun habe, gerecht zu werden.

In Bezug auf Frauen stellt sich mir diese Frage besonders, am meisten dann, wenn es sich um Frauen handelt, die sich von der Kirche abgewandt haben, weil sie darin keinen Platz haben. Meine Freude darüber, dass die eine oder andere meine Predigten hört, zu mir in den Gottesdienst kommen mag, ist sehr durchsetzt mit dem Gefühl des Verrats. Mache ich nicht gerade den kritischen Frauen die Kirche angenehm, ohne dass sich auch wirklich etwas zu ihren Gunsten ändert? Wäre nicht ihr Unbehagen und ihr Widerspruch nötiger zum



Aufbau anderer, nichtsexistischer Strukturen? Lasse ich selber mich missbrauchen, um eine ungerechte Struktur zu stützen?

Ich mache die Überlegung noch einmal von einer anderen Seite: Im Kanton Graubünden beträgt der Anteil der Frauen in den reformierten Kirchgemeindevorständen 45%. (2) offensichtlich hat die Kirche für Männer soviel an Prestige eingebüsst, dass sie die Ämter nun auch den Frauen überlassen können. Einen anderen Grund sehe ich nicht für diese Entwicklung. Aber läge hier nicht ein Potential, mit dem die Strukturen der Kirche auf eine Veränderung hin aufgeweicht werden könnten?

Ich weiss es nicht.

Zum jetzigen Zeitpunkt habe ich mich entschieden, eine Veränderung innerhalb der Strukturen noch einmal in Angriff zu nehmen. Dazu habe ich auch Verbündete gefunden. Ich möchte den Männern den Einfluss und das Geld nicht überlassen und mich in mein eigenes Gärtchen zurückziehen. Ich könnte es mir im Moment auch aus dem einfachen Grund nicht leisten, weil ich meinen Lebensunterhalt verdienen muss. Ich habe allerdings keine Lust, die männlichen Machtpositionen durch die Energie meines Widerspruchs noch zu stärken.

Das Dorf

Meine soziale Stellung im Dorf ist hoch, auch wenn sie sich im Vergleich zu früher verändert hat, und ich als Frau natürlich nie den Status erreichen kann, der einem Mann zugestanden würde (ich will ihn auch gar nicht!). Einen vergleichbaren Status hat noch die Ärztin und vielleicht die Lehrerin. Gleichzeitig bin ich eine Fremde, kann also nie «eine von ihnen» sein. Meine Stellung bringt es auch mit sich, dass mein Wort, etwa an einer Versammlung, mehr Gewicht hat als das, was eine andere sagt. Von daher verbietet es sich, dass ich mich konkret zu dem äussere, was unter Tagespolitik verstanden wird. Es wäre zum Beispiel nicht möglich gewesen, mich im Dorf für den Frauenstreik einzusetzen. Ich bin bereit, diese Einschränkung zu akzeptieren. Ich finde, nur so kann ich verantwortungsvoll mit der Machtposition umgehen, die die Struktur meines Amtes von der kirchlichen Tradition her mit sich bringt.

Für viele bin ich noch immer die moralische Instanz im Dorf, die soziale Kontrolle ist entsprechend stark. Immer noch hält sich der Anspruch, dass das Pfarrhaus die letzte Bastion bürgerlicher Werte zu sein habe. Die ist umso erstaunlicher, als diese Werte in meinem Fall offensichtlich gebrochen sind. Die Konsequenz daraus ist für mich, dass ich mein Privatleben sehr sorgfältig schütze.

Die Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern ist traditionell. Die Männer machen Politik und werden nur in Ausnahmefällen von Frauen dabei gestört. Allerdings ist in diesem Fall zu beachten, was ich weiter oben zur Rolle der Bäuerin gesagt habe.

Die Notwendigkeit der Institution Kirche und Pfarramt wird nicht grundsätzlich in Frage gestellt, die Teilnahme an kirchlichen Ritualen ist selbstverständlich.

Solange ich Verbündete habe, solange es mir gelingt, in der Spannung zu leben und kreativ zu bleiben, meine Energie zu bewahren und in guten Beziehungen zu leben, wird mir diese Arbeit möglich sein.

Was nachher kommt, wird sich weisen.

Martina Müller, (1954) seit zwei Jahren wieder im Pfarramt in Versam und Tenna, GR.

Literatur

zum Thema

Johanna Werkmeister (Hg.), Land-Frauen-Alltag. Hundert Jahre Lebens- und Arbeitsbedingungen der Frauen im ländlichen Raum, Jonas Verlag, 1989. (24.30)

Das Buch ist ein Beitrag zur Kultur- und Sozialgeschichte des Frauenlebens auf dem Land. Es umfasst mit Einzelanalysen die letzten 100 Jahre, insbesondere die Veränderung der ländlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen in Deutschland seit 1945.

Verena Meier, Frauenleben im Calanca-tal. Eine sozial-geographische Studie, Notizi della Calanca. (ca. 28.-)

Dieses ganz besondere Buch mit dem Labyrinth auf dem Umschlag ist der Versuch, eine andere, eine feministische Geographie zu schreiben anhand von Feldforschung in einem südlichen Schweizer Bergtal. Forschung als Dialog ist dabei das Ziel. Die Studie gliedert sich nach dem Jahreslauf.

Winter: draussen ist es eiskalt – drinnen werden Geschichten erzählt. Frühling: Aufbruch. Sommer: lange Tage für die Arbeit. Herbst: Austausch.

Frauen in Graubünden. Texte und Bilder. Dunnas en il Grischun. Donne nei Grigioni, Frauenzentrale Graubünden. (28.-)

Mit den fast 70 Frauenporträts samt Beispielen aus dem jeweiligen Schaffensbereich bietet der Band ein Mosaik vom Denken, Fühlen und Handeln der Frauen in verschiedensten Lebensbereichen. Bekannte und unbekannt Namen zeigen vereint das kreative Potential des dreisprachigen Bergkantons.

S. Corinna Bille, Schwarze Erdbeeren. Erzählungen, Im Waldgut, 1989. (28.-)

Die neun Geschichten beschreiben den Charakter des Landes, seine Bräuche werden angetönt. Doch ist Corinna Bille weit davon entfernt, eine Heimatdichterin zu sein. Ihr Realismus und ihre Offenheit liessen sie vor Jahren im konservativen Wallis als Revolutionärin erscheinen.

1) Besonders geprägt haben mich in meinen Überlegungen und Schlussfolgerungen Christa Mulack, Carter Heyward, Elisabeth Schüssler Fiorenza u. a.. Ihr werdet im Folgenden viele Anleihen bei diesen und anderen Frauen finden. Ich halte es nicht für nötig, in jedem Fall die Quelle genau nachzuweisen.

2) Auf höheren kirchenparlamentarischen Ebenen wird der Anteil sehr schnell viel geringer.

Ausgewählt und kommentiert von
Judith Bertschi Annen

Neuerscheinungen

Lucia Scherzberg, Sünde und Gnade in der Feministischen Theologie,

Grünewald, Mainz 1991. (ca. 36.–)

Das Buch richtet sich nicht nur an Theologinnen, sondern an alle an Feminismus und Frauenfragen Interessierten. Vierzehn repräsentative Ansätze Feministischer Theologie werden aus der Fragestellung von Sünde und Gnade untersucht. Die Autorin arbeitet frappierende Parallelen aus der Theologiegeschichte heraus und zeigt auf, wie sich, ungeachtet des feministischen Blickwinkels, klassische Denkmodelle wiederholen. Das Verdienst dieser Arbeit besteht nicht zuletzt darin, dass sie eine umfassende und systematisch-theologisch fundierte Einführung in die wichtigsten Strömungen und Tendenzen Feministischer Theologie bietet und aufzeigt, dass diese gerade da zur unausweichlichen Herausforderung wird, wo sie sich dem Kernbereich der Theologie zuwendet. (lh)

Heidi Rosenstock/Hanne Köhler, Du Gott, Freundin der Menschen.

Neue Texte und Lieder für Andacht und Gottesdienst, Kreuz Verlag, Stuttgart 1991. Dieses Buch legt eine Sammlung von gemeindeerprobten Texten vor, die den traditionellen Strukturen eines evangelischen Gottesdienstes (Voten, Anbetung, Kyrie, Gloria, Kollektegebet, Credo, Fürbittegebete, Segensworte, Abendmahl) folgen. Sie sind die Frucht des Versuches, liturgische Texte so zu formulieren, dass sie weder sexistisch, rassistisch noch sonstwie diskriminierend sind und auszudrücken vermögen, was Gottes Nähe heute heissen kann. (ssb)

Doris Strahm / Regula Strobel (Hg.), Vom Verlangen nach Heilwerden.

Christologie in feministisch-theologischer Sicht, Edition Exodus, Fribourg/Luzern 1991. (ca. 29.–)

In diesem Sammelband wagen sich feministische Theologinnen an zentralste Themen der christlichen Tradition und an fundamentalste Glaubensfragen. Die Frage «Für wen haltet ihr mich?» ist auch heute noch die zentrale Frage jeder Christologie.

Deshalb ist sie gleichsam auch Ausgangspunkt des einführenden Artikels, der einen umfassenden Überblick über die Entwicklung der christologischen Dogmen und die ihnen innewohnenden Probleme und Fragestellungen vorlegt. Ausgehend von der Voraussetzung, dass dogmatische Formulierungen den Zeichen der Zeit unterworfen sind und, von bestimmten, meistens unbewussten, Kriterien und Interessen geleitet, nicht allgemein und für alle Zeiten Gültigkeit beanspruchen können, verweisen die Autorinnen in den ersten vier Artikeln des Buches auf die Probleme eines exklusiv verstandenen Heilsanspruches, wie es das Christentum für sich reklamiert. Dem Verständnis Christi als des universalen und einmaligen Heilsmittlers, stellen sie fest, liege ein Grundmuster zugrunde, das sich gegen

Frauen, Jüdinnen/Juden und Angehörige anderer Religionen und farbiger Rassen unterdrückerisch auswirke. Der inhaltliche Schwerpunkt des Buches liegt bei der Re-vision der Christologie aus der bislang verdrängten Perspektive von Frauen. Ziel ist jedoch nicht eine Neuformulierung einer universalen Heilsauffassung, sondern der Versuch, Antworten zu finden auf die Frage, was Heil, Befreiung und Erlösung für Frauen und Männer in unterschiedlichen Kontexten bedeutet. Dieses Buch – und darin liegt auch seine Bedeutung – ist wegweisend für den Versuch feministischer Entwürfe von Christologie, die weder sexistisch noch antijudaistisch, rassistisch und imperialistisch sein wollen. Für FachtheologInnen ein unbequemes Buch, mit dem sie sich auseinandersetzen müssen, und für interessierte Christinnen und Christen ein hilfreiches Buch auf der Suche nach neuen, ungedachten Wegen, dem Verlangen nach Heilwerden und Erlösung Ausdruck zu verleihen. (lh)

S. Bietenhard / R. Dellsperger / H. Kocher / B. Stoll (Hg.), Zwischen Macht und Dienst.

Beiträge zur Geschichte und Gegenwart von Frauen im kirchlichen Leben der Schweiz, Verlag Stämpfli, Bern 1991. (22.–)

Die Beiträge in diesem Buch gehen auf eine Ringvorlesung an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bern 1988/89 zurück und stellen einzelne Fragmente von Frauengeschichte im Umfeld der Schweizer Kirchen dar. Anhand dreier thematischer Blöcke: Spiritualität aus weiblicher Sicht, Frauenbilder und Emanzipationsprozesse vermitteln die AutorInnen interessante Einblicke in die mittelalterliche Nonnenmystik, die Tätigkeiten der Beginen in Bern, in das interessante Phänomen der Klosteraustritte von Frauen in der Reformationszeit.

Weitere Beiträge widmen sich den Emanzipationsbewegungen im Mittelalter und der Darstellung der Geschichte des Evangelischen und Katholischen Frauenbundes der Schweiz. Die Darstellung kirchlicher Verlautbarungen seit dem 2. Vatikanischen Konzil zum Thema Frau im letzten Beitrag weist auf die Diskrepanz zwischen der päpstlichen Ideologie und dem modernen Bild einer befreiten, autonomen und gesellschaftsfähigen Frau hin. Eine in der Vielfalt der Themen gelungene Zusammenstellung über Geschichte und Selbstverständnis von Schweizer Frauen seit dem Mittelalter bis in die Moderne. (lh)

Wörterbuch der feministischen Theologie, Elisabeth Gössmann u.a. (Hg.), Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1991. Fr. –

«Ausgerechnet ein Wörterbuch», heisst es im Vorwort der Herausgeberinnen. Ist das nicht der Inbegriff patriarchaler Organisationsform männlicher Wissenschaft? Eine rhetorische Frage, natürlich, sonst gäbe es dieses Wörterbuch nicht, das versuchen will, eine aktuelle

Bestandesaufnahme feministischer Theologie zu sein, die sich nicht einfach an den traditionellen theologischen Stichworten orientiert, sondern am Diskussionsstand der feministisch-theologischen (Denk-)Bewegung. (So gibt es etwa das Stichwort «Heilung», nicht aber das Stichwort «Rechtfertigung»). Es scheint darin eine Vielfalt von Positionen je nach persönlichem, sozialen, konfessionellen oder feministisch-theologischen Standort der einzelnen Autorin auf und macht so zugleich deutlich, dass es keine einheitliche feministische Dogmatik gibt und auch nicht geben soll.

«Wir wünschen uns für dieses Wörterbuch Leserinnen und Leser, die bereit sind, neue theologische Wege zu gehen» – diesem Wunsch wollen wir uns gerne anschliessen und hoffen, dieses spannende und anregende Wörterbuch findet viele LeserInnen! (ssb)

Ausgewählt und kommentiert von
Li Hangartner und Silvia Strahm Bernet

Veröffentlichungen

Themenheft «Die Alma Mater ist weiblich». Frauen an der Universität Freiburg: gestern – heute – morgen / L'alma mater au féminin (...)

1905 wurden die Frauen an der 1889 gegründeten Uni Freiburg erstmals als Studentinnen zugelassen. 1991 erscheint nun die erste, den Frauen – Studentinnen, Assistentinnen, Professorinnen, aber auch den Putzfrauen – der Uni Freiburg das Wort gebende Publikation. Es war an der Zeit! Das Themenheft kann beim Pressedienst der Universität Freiburg (Presse und Information, Miséricorde, 1700 Fribourg, 037 21 93 62) gratis bezogen werden.

Werkstattberichte forschender Theologinnen

Wir haben die zweite Reihe der «Werkstattberichte forschender Theologinnen», Wintersemester 1990/91 in einer Dokumentation zusammengestellt. Folgende acht Theologinnen stellen ihre theologische Arbeit vor und berichten von ihren Überlegungen und Erfahrungen:

Dorothee Höch, Patricia Remy, Dr. Elise Kähler, Dr. Reinhild Traitler, Regula Strobel, Carmen Jud, Ingeborg Voss, Isabelle Chappuis.

Diesen Werkstattbericht können sie bei der Beratungs- und Projektstelle für Frauen, Martinskirchplatz 2, 4052 Basel bestellen. Sie erhalten ihn dann per Post und Einzahlungsschein. Ein Exemplar kostet Fr. 18.– + Porto.

FAMA intern

Der achte Jahrgang von FAMA steht bevor

«Wir erträumen den Ruhm nicht, aber wir möchten dem meist unheilvollen Orakel entgehen», so schrieben wir im Editorial der ersten FAMA im Januar 1985. Diese Befürchtung bezog sich auf den Namen. FAMA heisst nämlich Orakel, Gerücht, guter oder schlechter Ruf. Es könnte ja eintreffen, dass sich der schlechtere Teil der Bedeutungen dieses Namens erfüllen könnte. Wir glaubten, dass wir ein Risiko eingingen, als wir uns nach fünf Nummern des Bulletin der theologischen Frauen Web- und Werkstatt (rosa hektografierte gebostichte Blätter, unsere treuesten Le-

serinnen werden sich daran erinnern) entschlossen, eine Zeitschrift namens FAMA herauszugeben. Das Resultat: FAMA steht unmittelbar vor dem Eintritt in den 8. Jahrgang, das Konzept für die Nummer 1/92 ist bereits gemacht und die Autorinnen sind angefragt. Das Projekt ist gelungen, darüber freuen wir uns, auch unsere Zusammenarbeit hat sich bewährt, sieben von uns Redaktorinnen haben von Anfang an am feministisch-theologischen Zeitschriftenprojekt mitgearbeitet. FAMA hat sich wie ein Gerücht herumgesprochen. Der Ruf ist gut, das beweist unsere AbonnentInnenzahl von 1275. Diese Zahl hat sich in den letzten Jahren eingependelt und wird durch Kündigungen und NeuabonnentInnen immer etwa ausgeglichen. Diese Tatsache hat uns selbstbewusster gemacht. Wir haben ein Selbstverständnis gewonnen, welches sich wohl im folgenden Werbetext ausdrückt:

FAMA – setzt sich in Themennummern mit gesellschaftspolitischen und theologischen Fragen aus feministischer Sicht auseinander.

FAMA – bringt Entwürfe und Utopien von Gerechtigkeit und Freiheit, Religion und Kirche.

FAMA – berichtet aus der feministisch-theologischen Bewegung in der Deutschschweiz und weist auf Veranstaltungen hin.

FAMA – ist ein autonomes Frauenprojekt, wird von acht Frauen gemacht, finanziert sich durch Abonnements und erscheint vierteljährlich.

Die FAMA-Arbeit ist zu einem grossen Teil Gratis-Arbeit

Immer wieder hören wir erstaunte Reaktionen zum Faktum, dass wir fast die ganze Redaktionsarbeit unentgeltlich machen. Dies war aber bis anhin gar nicht anders möglich. Die FAMA finanziert sich ausschliesslich durch die Beiträge der AbonnentInnen. Bewusst haben wir nie Finanzierungsgesuche bei kirchlichen Gremien eingereicht, damit wir in der Wahl und Umsetzung der Themen frei bleiben konnten. Einzige Ausnahmen: Wir bezahlen den Autorinnen kleine Honorare und die Administrationsarbeit, die sehr umfangreich ist, wird geringfügig entschädigt.

Der Abonnementspreis

Den Abonnementspreis halten wir bewusst tief, damit wir keine Abonnentinnen verlieren, weil sie nicht in der Lage sind, das Abonnement zu bezahlen. Dies ist angesichts der Erwerbseinkommen und Renten von Frauen leider noch immer ein gewichtiges Argument. Für alle jene, die mehr bezahlen möchten und können, besteht die Möglichkeit, ein Gönnerinnenabonnement zu bezahlen oder zusätzlich zu spenden.

Ein Blick in die FAMA-Werkstatt

Die Leserin, der Leser, welcheR die frisch gedruckte FAMA aus dem Briefkasten nimmt, macht sich wohl wenige Gedanken darüber, welche Arbeitsgänge von der Themenauswahl bis zum Versand nötig sind. Die Grundstrukturen dieses Arbeitsrhythmus haben wir bereits in der Anfangszeit entwickelt. In



Das Bild hat die Fotografin Georgette Baumgartner am 26. Januar 1989 an unserem Fest zum 5-jährigen Bestehen der FAMA gemacht.

Von links nach rechts, hintere Reihe: Monika Senn Berger, Monika Hungerbühler, auf dem Sofa: Carmen Jud, Silvia Strahm Bernet, Li Hangartner, Doris Strahm, Barbara Seiler, vorne: Cornelia Jacomet.

vier Redaktionssitzungen pro Jahr entsteht das Heftkonzept einer Nummer. Alle Redaktorinnen treffen sich jeweils an einem Samstag im Januar, April, Juni, September in Basel, Luzern oder Zürich in der Wohnung einer Redaktorin. Wir diskutieren das Thema, das bereits einige Zeit feststeht und müssen uns aus Platzgründen immer wieder auf einzelne Aspekte beschränken und daher einen Schwerpunkt festlegen. Wenn immer möglich werfen wir einen kritischen, aber auch liebevoll-stolzen Blick auf die letzte Nummer, die vor kurzem erschienen ist und besprechen die letzten organisatorischen Fragen für das nächste Heft, das bereits kurz vor Redaktionsschluss steht.

Zwischen dem Konzepttag und der Endredaktion einer Nummer liegen gut drei Monate. In dieser Zeit werden die Autorinnen angefragt und die Artikel geschrieben. An drei sogenannten Teamtagen machen wir all das, wofür an Redaktionssitzungen die Zeit fehlt: wir legen die Themen für die nächsten Nummern fest, diskutieren organisatorische Fragen, reflektieren unsere Arbeitsweise, besprechen das Budget für das laufende Jahr usw. usw. An diesen Tagen nehmen wir uns Zeit für Wohltuendes, Gesellschaftliches, damit wir uns nicht nur zum Arbeiten sehen.

An vier kleinen Redaktionssitzungen mit nur je vier Redaktorinnen (wir haben zwei Teams, die Luzernerinnen und die Baslerinnen/Zürcherinnen) redigieren wir die Texte, besprechen das Bildmaterial und machen das ganze Heft für den Satz bereit. Nachher geht das Heft in den Satz. Drei Redaktorinnen korrigieren die Satzfarben (Li Hangartner, Cornelia Jacomet, Silvia Strahm Bernet). Je zwei Frauen machen jeweils das Layout, d.h. sie gestalten das Heft, bestimmen die Reihenfolge der Artikel und die Verteilung der Artikel über die Seiten, kleben die Texte auf Vorlagen und wählen den Platz für die Bilder. Auch das Layout ist eine Arbeit, die einen Tag beansprucht. Layoutteams sind Monika Hungerbühler / Barbara Seiler und Carmen Jud / Monika Senn Berger. Jetzt endlich kann die FAMA gedruckt und für den Versand bereit gemacht werden. Inzwischen hat Doris Strahm die Adress-Etiketten bereit gemacht. Sie bewältigt die ganze Administration, unterstützt durch ein Computerprogramm, das von Hans Beat Jenny immer wieder auf die neuesten Bedürfnisse zugeschnitten wird. Erst seit kurzem geben wir die Versandarbeit einer Behindertenwerkstatt in Auftrag. Behinderte falten die Zeitschrift, versehen sie mit einer Adressetikette, bündeln die FAMAs nach Postleitzahlen und bringen sie auf die Post, wo sie in den Briefkästen unserer AbonnentInnen vor allem in der Schweiz, aber auch in Deutschland, Österreich, Holland, Übersee usw. gelegt werden. Ob sie erwartet werden?

Cornelia Jacomet

Frauenbewusstsein in Kirche und Gesellschaft

Erstes appenzellisches

Frauenkirchenfest in Herisau

«Was auf dem Land wirklich passiert, weiss niemand so genau» erklärte Ina Praetorius in der Plenarversammlung des ersten appenzellischen Frauenkirchenfestes in Herisau am 17. August. Rund 140 Frauen aus den beiden Kantonen waren zusammengekommen um unter dem Motto «Unser Alltag, unsere Kraft, unsere Hoffnung» sich in Gesprächen, beim Mittagessen und in Ateliers zu besinnen und zu begegnen, sich zu freuen, zu singen und zu tanzen.

Von der Frauenbewegung in den Grossstädten wisse man/frau, wie sie sich manifestiert, wie sie sich ausbreitet. Wenig oder gar nicht erforscht sei sie in den ländlichen Gebieten. Mit der Theologin Ina Praetorius arbeiteten die Frauen an den Fragen zu ihrer Identität und zu den Möglichkeiten Veränderungen zu bewirken in ihrem Umfeld, in ihrem Wohngebiet.

Etwas in Bewegung bringen

In einer Umfrage zu Beginn der Veranstaltung sagten Frauen von sich, dass sie unzufrieden sind, wütend und verunsichert. Sie wollen rütteln am hergebrachten Rollenverständnis der Frau und ernst genommen werden, nicht mehr passiv sein. Den meisten ist die heutige Kirche zu konservativ und viele empfinden auch ihre Wohnregion als konservativ. Trotzdem bezeichneten sich nur gerade zehn Prozent der Anwesenden als Feministinnen. Das Wort Feministin sei für viele ein rotes Tuch, damit löse man zumindest Abwehrreaktionen aus, erklärten einige Frauen in einer Diskussionsrunde. Frauen, die in Dörfern leben, wo die soziale Kontrolle gross ist, wollen nicht provozieren. Auch sie wollen Veränderungen bewirken und Bewegung herbeiführen. Dafür müssten aber andere Wege und Formen gefunden werden als in der städtischen Frauenbewegung. Von Ansätzen dazu konnten die meisten Frauen erzählen, aber auch davon, – das ist wohl das Gemeinsame mit den städtischen Frauen – dass nur die Frau wirklich etwas bewirkt, zusammen mit Gleichgesinnten, die sich zuvor über ihre eigene Identität bewusst geworden ist und zu der sie dann auch stehen kann. Wie es eine Frau ausdrückte: «Seit ich selber weiss, dass ich Feministin bin, stört es mich nicht mehr, wenn jemand mich so nennt, was immer er oder sie sich darunter vorstellt.»

Solidarität unter Frauen

Die meisten der beteiligten Frauen sind verheiratet und haben Kinder und Familie. Herauszufinden, wie es Frauen geht, die in einer weniger konventionellen Form leben – unverheiratete, geschiedene, verwitwete – war das Ziel eines anderen Ateliers. Dabei zeigte sich, dass diese Frauen Solidarität von anderen Frauen besonders nötig haben und oft auch vermissen. Ein Zeichen der Solidarität setzte die Versammlung mit einer Petition. Darin wird angeregt,

dass auch teilzeitbeschäftigte Frauen, für deren Kinder kein Mann die Kinderzulage bekommt, die volle Zulage erhält. Im weiteren wurde auch der Frauen, die in unserer Gesellschaft ganz besonders am Rande sind und unter Isolation leiden, der Flüchtlingsfrauen, gedacht. Mit einer Kollekte unterstützten die Frauen ein Projekt des HEKS Flüchtlingsdienstes in St. Gallen.

Die Erfahrung der am Fest beteiligten Frauen fasste das Schlusswort zusammen: «Frauen sind da – wir sind am Kommen, wir geben uns Kraft.»

Marie-Thérèse Lamari

Vom Verlangen nach Heilwerden

Geburtsstunde eines Buches

Am Freitag, den 27. September lud der Exodus-Verlag zusammen mit den Herausgeberinnen und Autorinnen zu einer Buch-Vernissage ins Romerohaus ein. Anlass dazu gab die Publikation «Vom Verlangen nach Heilwerden – Christologie in feministisch-theologischer Sicht», die von den beiden Assistentinnen (Bereich Dogmatik) Doris Strahm und Regula Strobel herausgegeben wurde. Heilwerden ist ein schmerzhafter und wütiger – manchmal auch dunkler und einsamer Prozess. Dies kam in der eindrücklichen und sehr meditativen tänzerischen Umsetzung von Regula Gantenbein aus Zug zum Ausdruck. Anschliessend erzählten die beiden Herausgeberinnen aus ihrer Schreibwerkstatt über die Entstehungsgeschichte des Buches. Die Besucherinnen und Besucher hörten dann von den zwei Autorinnen Silvia Schroer und Silvia Strahm Bernet je einen Ausschnitt. Während Silvia Schroer in ihrem Beitrag die frühchristliche Sophia bei Jesus aufspürt, disputiert Silvia Strahm Bernet anhand eines Briefwechsels mit T. über die Frage, inwieweit universale Erlösungsvorstellungen den Virus zum Totalitären in sich tragen.

Tagung zur Christologie in feministisch-theologischer Sicht

Gab die Buchvernissage am Vorabend bereits einen kleinen Vorgeschmack auf die brisante Thematik, so ging es in der Tagung vom Samstag, den 28. September 91 um ein vertieftes Kosten verschiedener Aspekte feministischer Christologie. Im Einführungsreferat beantwortete Doris Strahm zuerst die Frage, was denn unter Christologie zu verstehen sei, führte die Besucherinnen zurück auf die biblischen Wurzeln der Christologie und gab einen Überblick zur Entwicklung des Christudogmas. Im Folgenden gingen in den vier Ateliers unter der Leitung von Silvia Schroer, Silvia Strahm Bernet, Regula Strobel und Doris Strahm die Tagenden einzelnen Entwürfen feministischer Re-Vision der Christologie nach. Im Plenumsgespräch am Nachmittag erzählten die vier Autorinnen, was für sie denn Erlösung eigentlich bedeutet und was sie sich darunter vortellen. Hier wurde kurz angedeutet, was die

vier Frauen in ihren Beiträgen im neuerschienenen Buch ausführlich dargestellt haben. In der engagiert geführten Diskussion kamen auch Fragen/Widersprüche auf, die diese Entwürfe auch mit sich bringen. Auch die Spannung zwischen der Verabschiedung von «alten» Bildern, die wir trotz allem ja in uns herumtragen, und der Suche nach einer neuen Sprache, nach einem neuen Lied wurde dabei angesprochen. Auf jeden Fall hat mich – wie schon so oft – die feministische Theologie gepackt, und es tat gut, zusammen mit anderen Frauen über theologische Fragen nachzudenken, zu diskutieren, Widersprüche, Fragen und Probleme anzusprechen. Mir wurde auch klar, dass an diesem neuerschienenen Buch nicht vorbeigeschaut werden kann.

Regina Osterwalder

Vergiftete Liebe – Lebendige Liebe

*Frauen-Power an der
Frauen-Sommer-Akademie 91*

Die 80 Frauen, welche die ganze Woche an der Frauen-Sommer-Akademie auf Boldern teilgenommen haben, sind sich einig: Es hat uns Kraft gegeben; wir gehen neu gestärkt an unsere alltäglichen Aufgaben heran.

Tägliche neue Impulse durch kraftvolle Frauen

Die Referentinnen, angefangen von Dorothee Sölle bis zu Gina Schibler, also von Sonntag bis Samstag, waren so erfüllt von ihrer Überzeugung, dass ihre zwar intellektuell fordernden, aber von Herzen kommenden Referate «eingingen». Es würde den hier gegebenen Rahmen bei weitem sprengen, wollte ich auch nur stückweise versuchen, von ihren Gedanken vieles weiterzugeben.

Zum Thema «Vergiftete Liebe – lebendige Liebe» hielt Dorothee Sölle u.a. fest, die heutige Zeit mit ihrer Forderung nach Selbstverwirklichung komme ihr vor wie der Beginn der Zeit des «Homo Oeconomicus». Es gebe doch mehr, viel mehr als «nur» Selbstverwirklichung für Frauen. Sie kam uns vor wie die «Ruferin in der Wüste» für unsere Zeit.

– Von einer andern Seite her, nicht weniger spannend, packten die Germanistin Beatrice Wehrli und die Philosophin Brigitte Weisshaupt das Thema an. «Du wirst meiner Liebe nicht entgehen», so provozierend klang der Titel zur Entstehungsgeschichte des bürgerlichen Liebesbegriffs. Brigitte Weisshaupt erinnerte an das «Nacheinander des Lebens als Frau, wie es Kornelia Hauser schildert: «Das Leben als Frau und als Mensch kann nur *nacheinander* stattfinden... Frauen werden zu Frauen, bevor sie wissen, wohin sie als Menschen wollen oder können. Das soziale Geschlecht reduziert die Vermenschlichungsprozesse».

Vergiftete Natur, vergiftete Sprache

Zur vergifteten Natur sprach die Biologin Florianne Köchlin. Wie wir uns entgiften können, zeigte sie glücklicher-

weise ebenfalls. Wir sind der Gen-Technologie nicht völlig machtlos ausgeliefert, wenn wir den Mut haben, für unsere Überzeugung einzustehen. – Gerda Weiler zeigte uns die Beziehungsmuster im dualistischen Weltbild auf. Viele Frauen fühlten sich richtig «erlöst» nach ihrem Referat. Gott oder Göttin? Liegt darin ein Widerspruch?

Reinhild Traitler nahm einmal mehr unsere tagtägliche Sprache unter die Lupe. Wir können Frauen-Bewusstsein sprachlich sichtbar machen – aber auch hier gilt: wir müssen mutig sein und es wagen! – Abgerundet wurde die Woche durch die Boldern-Leiterin Gina Schibler, die zum Thema «Gottes Liebe und erotische Liebe» ebenfalls neue Sichtweisen erschloss. Auch nach ihrem Referat ging ein Aufatmen durch die Reihen der Frauen! Die Nachmittage galten den zahlreich angebotenen Ateliers, die die Wahl schwer machten. Die Abende gehörten ebenfalls dem Gesang, Tanz, Diskussionen oder freiem Zusammensein. Die Frauen-Sommer-Akademie ist ein Geschenk.

Elisabeth Bitterli-Ehrler, Wila

Theologinnen wollen mehr Stimme

Wenn Pfarrerrinnen versuchen, Frauenanliegen zu benennen, werden sie oft nicht verstanden. Der schon rund 50 Jahre bestehende Schweizerische Theologinnenverband will solchen Kommunikationsbemühungen von Frauen mehr Stimme geben.

An der Jahrestagung am 1./2. September im Waadtland widmeten sich die Teilnehmerinnen dem Thema «Kommunikation». Ausserdem wurde statt einer Geschäftsstelle die finanzielle Unterstützung von zeitlich befristeten Projekten beschlossen. Damit sollen Theologinnen unterstützt werden, die Anliegen von Frauen in der Kirche und besonders von Theologinnen im Pfarramt sammeln, überdenken und veröffentlichen wollen.

Eine eigene Verbandszeitung ist das erste Projekt, wo Ideen ausgetauscht und Fragen diskutiert werden sollen. Mit diesem Schritt öffnet der Theologinnenverband die internen Kontakte und Auseinandersetzungen, die bisher hauptsächlich an den jährlichen Treffen stattgefunden haben für alle 200 Mitgliedsfrauen.

Obwohl der Verband für Frauenanliegen kämpft und sich mit feministischem Gedankengut auseinandersetzt, kann er nicht auf einen strikten feministischen Nenner gebracht werden. Dazu kommen die reformierten Theologinnen aus zu verschiedenen Generationen und theologischen Auffassungen. Dies erschwert politisches nach aussen Auftreten. Auch bringen die welsche und deutsche Sprachregion je ihre Besonderheiten mit sich. Im Theologinnenverband sind bisher Katholikinnen und «Barfuss-Theologinnen» ausgeschlossen.

In diesen Punkten unterscheidet sich der Schweizerische Theologinnenver-

band von der neu gegründeten Interessengemeinschaft (IG) feministischer Theologinnen der Deutschschweiz.

An der Gründungsversammlung der IG im Mai, als die Präsidentin des Theologinnenverbands, Monika Wolgensinger u.a. die IG um eine mögliche Kooperation anfragte, wurde vereinbart, mit einer Annäherung oder Zusammenarbeit in bestimmten Aufgaben noch abzuwarten bis verbandsinterne Fragen beiderseits klarer geworden sind. Doch bleiben beide Körperschaften im Gespräch.

*Doris Brodbeck u.
Monika Wolgensinger*

Wie feministisch ist die Feministische Theologie?

*Seminar mit Erika Wysselinck und
Irmgard Schmidt am 30.8.-1.9.
in der Villa Cassandra*

Ich schreibe diesen Bericht am 23. Okt., also aus ziemlich grosser Distanz und nur aufgrund weniger Notizen.

Ich hatte mich angemeldet, weil ich einerseits Erika Wysselinck kennenlernen wollte, diese Frau, die die Freiheit hat, sogar den Nazarener anzugreifen und in Frage zu stellen. Andererseits hat mich gerade das Thema ange- macht, da ich mitten in der Frage steck(t)e: wie feministisch ist meine Theologie noch?

Wir waren acht Teilnehmerinnen, davon die meisten aus der Frauenkirchenbewegung, einige mit Aufgaben und Verantwortung innerhalb der patriarchalen Kirchenstrukturen.

E. Wysselinck sieht sich selber als Vertreterin eines «substantiellen» Feminismus. Sie versteht darunter die grundsätzliche Hinterfragung der Geschlechtsrollenstereotypen, lehnt Wertungen und Aussagen über essentielle Geschlechtsmerkmale ab. Sie kam mir nahe in der Kritik an einem gynozentrischen Feminismus, der die Frauen als die grundsätzlich besseren Wesen definiert.

Herausfordernd waren unsere Gespräche über die Frage, warum denn nun dieser Jesus von Nazareth eine solche Anziehung auf viele feministische Theologinnen ausübt, warum wir ihn als neuen Mann nötig haben könnten (wenigstens den Einen!). Die andere Frage war die, wie weit die feministische Theologie dazu missbraucht werden kann und wird, die Kirche, wie sie ist, für die Frauen zu retten, mit Hilfe von Gleichstellungsstellen, Frauenkommissionen und ähnlichem.

Ausführlich beschäftigten wir uns mit dem Thema der Spiritualität und einigten uns darauf, dass es den Frauen in keiner Weise hilft, ihre eigenen spirituellen Bedürfnisse zu spüren, wenn anstelle der patriarchalen nun einfach sogenannte matriachale Riten für gut und richtig erklärt werden. Einer der wichtigsten Anstösse zum Weitersuchen war für mich das Eingeständnis, dass wir es aushalten müssen, den Weg noch nicht zu kennen und keine klaren Visionen zu haben. Das in einer Zeit, wo wir

das Gefühl haben, dass wir keinen Tag verlieren dürfen, um nicht zu spät zu sein. Dennoch ist es eben so, dass wir aus den alten patriarchalen Vorgaben ausgebrochen sind, Neues aber noch nicht gefunden ist.

Martina Müller

GEgenDENKFEIER statt Waffenshow

Eine Vorbereitungsgruppe organisierte und erarbeitete im Namen des Vereins «Frauen und Kirche» am Samstag, den 21. September in Luzern eine «GEgenDENKFEIER statt Waffenshow». Dieser Tag war nicht zufällig gewählt. Ebenfalls in Luzern fand nämlich im Rahmen der 700-Jahrfeier ein Armeetag statt, an dem Militär und Waffen aus- und dargestellt wurden. In dieser GEgenDENKFEIER wehrten wir uns gegen eine solche Ver«Herr»lichung von Militär und Armee. So gedachten wir der Opfer aller Kriege, der Unterdrückung und Ausbeutung, der alltäglichen Gewalt und der Aufrüstung, die tötet auch ohne Krieg. Wir erinnerten uns all derjenigen Frauen (und Männer), die sich im Laufe der Geschichte für Frieden und Gerechtigkeit eingesetzt haben oder noch einsetzen. Mit starken und aussagekräftigen Texten und Zeichen versuchten wir einem Denken in Strukturen von Macht, Unterdrückung, Gewalt und Vergessen ein anderes entgegenzusetzen. Es war ermutigend, dass die Franziskanerkirche fast voll geworden war. Nur, die Nachricht, dass 120000 Männer und Frauen den Armeetag besucht hatten, war sehr ernüchternd.

Claudia Jaun

Ich, Frau, im Haus der Herrn

Dazu gehör ich nicht, zum «Einig Volk von Brüdern».

Mit eurem Reden hab ich nichts zu tun. Wo ist mein Land, wo ist meine Heimat? Schlagt eure Schlachten, Brüder, Macht ist euer Spiel.

Auch fehl am Platz als Frau im Haus des Vaters, des «Allmächtigen Herrn». Genug der Herren, unterdrücken sie doch ihre Knechte, nie mehr will hören ich das Lied von Heil und Sieg.

Wenn Gott nicht, dann doch Jesus, er hat sie geliebt, die Frauen, nein, auch er sitzt mit den Jüngern nur, Simon, Markus, auch Andreas, wer spricht schon von Maria und Jöhanna?

Und in mir ist der Schmerz, die Wut, die Tränen.

Wer soll erzählen mir von Dir?

Wo soll ich spüren Deine Zärtlichkeit, wo singen Deiner Kraft, hinlegen meine Sehnsucht?

Ich, Frau, im Haus des Herrn, des Sohnes und des «Heiligen Geistes».

Wo ist die Mutter, Schwester, Freundin? Unser Vater, der Du bist unsere Mutter. Dein ist die Kraft und die Liebe, gelebt durch Jesus Christus, geboren von Maria, gesalbt von einer namenlosen Frau.

Katharina Funk

Geschrieben nach dem Bettag-Gottesdienst

Veranstaltungen

Frauengottesdienste

Predigerkirche Basel

5.1., 2.2., 1.3., 5.4., 17.30h

Zürich

29.12. (Eglise Française),
26.1. (Helferei), Grossmünster
23.2. (Bruder Klaus, Oberstrass)

Romerohaus Luzern

5.1., 2.2., 1.3., 5.4., 20.15h (16)

St. Gallen

8.12., 20h (Kirche St. Mangen),
15.3., 20h (kath. Kirche Riethüsli) (9)

Winterthur

5.1., 20h (Christkatholische Kirche)

Weltgebetstag

6. März. Weltweit, auch in vielen Schweizer Kirchen, wird die von Frauen aus Deutschland, Österreich, Schweiz gestaltete Liturgie gefeiert.

FEMIA-Kino

Ausländerinnen und Schweizerinnen diskutieren Frauen-Filme. Jeden 2. **Mittwoch** im Monat ab 18h (Imbiss), 19h (Film) im FEMIA, Zürich (5)

Symbole durch ein ganzes Jahr

11.12. (Nacht), **15.1.** (Auge), **26.2.** (Schlange), **25.3.** (Blut); 19.30h, Helferei Grossmünster, Zürich (6)

Werkstattberichte forschender Theologinnen

Vorlesungsreihe des «Projekts Frauentheologie» mit verschiedenen Referentinnen. **13.12., 10., 24.1., 7.2., 17.15-19h**, Theol. Seminar, Nadelberg 10, Basel (13)

Befreiung findet im Hier und Jetzt statt

Theologisches Seminar über Befreiungstheologien. Leitung: Anita Masshardt, Doris Strahm, José Balmer, Markus Friedli. Dauer: **Jan. bis Nov. 92** in Bern (Anm. bis 10.12. -1)

«Es sind die Töchter die gefressen werden».

Die Betreuung der alternden Eltern. **7., 14., 21., 28.1.**, 14-17h, Boldernhaus Zürich (2)

Schöpfungsmythen/Schattentheater

Annäherung an die Göttin in den ausserchristlichen Mythen. Kurs mit Susanne Mullis-Pum, Liselotte Ackermann. **8., 15.1.**, 19.30h in Bern (4)

Haben die Menschenrechte ein Geschlecht?

Vorlesung von Ursula Port. 5 Abende jeweils Montags 19.15-21h, **ab 13.1.** theol. Fakultät, Luzern (12)

Komponistinnen

Musikalischer Abend mit Brunhilde Eickmeier in St. Gallen. **21.1.** (7)

Die Wachsflügel-frau

Lesung und Diskussion mit der Autorin Eveline Hasler. **21.1.** 19h, Paulus-Akademie, Zürich (12)

«Vom Vater verwundet»

Forumsabende zum Buch von Hildegunde Wöller. **22.1, 6., 20.2., 20h** in St. Gallen (9)

Biblische Fundamente der Frauenkirche

Feministisch-theologisches Seminar. Leitung: Luzia Sutter Rehmann. **23., 30.1., 6., 13.2., 20h** in Basel (13)

Abendgespräch

mit Regula Renschler, Zentralsekretärin der Zentralstelle für Flüchtlinge. **28.1.** 20h, Romerohaus, Luzern (14)

Frauen – Geschichte – Politik

Seminarreihe zu aktuellen gesellschaftlichen und politischen Fragenkreisen. Leitung: Elisabeth Joris, Heidi Witzig. **31.1.-2.2., 8.-10.5.** und **11.-13.9.**, Villa Cassandra (17)

Gentechnologie

Tagung mit Ina Prätorius und Martina Meier, Romero-Haus, Luzern. **1.2.** (14)

«... denn unser Erbe ist unsere Macht»

Einführung in die feministische Theologie. Leitung: Sabine Rimmele. **13.2., 13.45h**, Münchenstein (8)

Gewalt gegen Frauen – Wege aus der Gefahr

Frauentagung zum Kennenlernen der eigenen Kraftquellen. Leitung: Frauen des Vereins WenDo, Zürich, Marianne Ennulat. **7./8.3.**, Wartensee (15)

Feministische Theologie – eine Befreiungstheologie?

4 Vorlesungen von Reinhild Traitler. **10., 17., 24., 31.3.**, 19.30-21.30 h, Boldernhaus (2)

Adressen/Kontakte

1) Arbeitsstelle Kirche im Dialog, Mittelstr. 6a, Postfach, 3000 Bern 9, 031/243954

2) Boldernhaus, Voltastr. 27, 8044 Zürich

4) Cassiopeia: M. Mühlethaler, Halen 43, 3037 Herrenschwand

5) FEMIA, Im Laubegg 27, 8045 Zürich

6) Helferei, Kirchgasse 13, 8001 Zürich

7) IFF-Forum, Postfach, 9006 St. Gallen

8) Kath. Frauenbund BL, R. Bachmann-Scherer, Moosjurtenstr. 26, 4132 Muttenz

9) Oek. Forum Frau + Kirche, c/o Verena Hungerbühler, Tütlosstr. 28, 9011 St. Gallen

10) Oek. Frauenbewegung, P'fach 254, 8024 Zürich

11) Paulus-Akademie, Carl-Spittelerstr. 38, 8053 Zürich, 01/533400

12) Philosophische Akademie, Bergstr. 11, 6004 Luzern, 041/366436

13) Projektstelle für Frauen, Martinskirchplatz 2, 4051 Basel, 061/2616578

14) Romerohaus, Kreuzbuchstr. 44, Luzern

15) Schloss Wartensee, 9400 Rorschacherberg

16) Verein Frauen und Kirche, Postfach 4933, 6000 Luzern 2, 041/235220

17) Villa Cassandra, 2914 Damvant

Impressum:

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Cornelia Jacomet, Zürich
Carmen Jud, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Monika Senn Berger, Luzern
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern

Administrations- und Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Doris Strahm,
Hebelstrasse 97, CH-4056 Basel

Fotosatz und Druck:

Gegen-Druck Luzern

Abonnement:

Normalabo Fr. 20.-
GönnerInnenabo Fr. 25.-
Auslandabo Fr. 22.-
Abonnementsbestellungen bei:
Verein FAMA, Hebelstrasse 97,
CH-4056 Basel
Kündigung bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern (solange Vorrat)
Fr. 5.- plus Porto.
FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Hebelstrasse 97
CH-4056 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Frau sein auf dem Land (Ina Praetorius)	3
Frauen auf dem Land (Margrit Marberger, Pia Lustenberger, Susanne Kramer-Friedrich)	5
Projekte (Christine Soland Vöggtli, Regula Würgler-Zweifel)	7
Das Leben ist Arbeit	8
Ethnopschoanalyse (Regula Würgler-Zweifel)	10
Lieber eine Feministin auf Erden... (Martina Müller)	12
Literatur	14
Forum	16



**SCHLANGEN
BRUT**

streitschrift
für feministisch
und religiös
interessierte frauen

vierteljährliche
nachrichten
aus paradies und
fegefeuer

Schlangenbrut gibt es in
Frauenbuchläden oder
bei Schlangenbrut e.V.
Postfach 74 67
4400 Münster

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion
wieder.

Die Themen der nächsten Nummern
lauten:

Conquista (März)

Wut-Zorn-Trotz (Juni)

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Judith Bertschi Annen
Oberdorfstr. 13, 8308 Illnau

Monika Hungerbühler
St.Johanns-Ring 118, 4056 Basel

Cornelia Jacomet
Pflanzschulstr. 49, 8004 Zürich

Susanne Kramer-Friedrich
Huttenstr. 60, 8006 Zürich

Pia Lustenberger
Neumättli, 6114 Steinhuserberg

Margrit Marberger
Unterdorf, 6022 Grosswangen

Martina Müller
Kirchweg, 7104 Versam

Ina Praetorius
Bühl, 9622 Krinau

Monika Senn Berger
Winkelriedstr. 5, 6003 Luzern

Christine Soland Vöggtli
Kirchweg 5, 5032 Rohr

Regula Würgler-Zweifel
Reinmattenstr. 7, 8220 Dättwil

Hinweis

Öffentliche Veranstaltung mit Elisabeth Schüssler Fiorenza

9. Januar, 20.15 Uhr Constantineum,
Plessurquai 53, Chur
zum Thema «Frauenkirche – eine
befreiende Alternative zur Kirche
des Patriarchats»

12. Januar, 19.00 Uhr Paulus-Akade-
mie, Carl-Spittelerstr. 38, Zürich
zum Thema
«Feministische Christologie»
im Gespräch mit Doris Strahm und
Regula Strobel

Bildnachweis

Frauen auf dem Land. Fotografien von
Monique Jacot, Texte von Christophe
Gallaz, Collection la mémoire de l'oeil.
1989, hg. Jean Genoud, R.G Editions
Diffusion SA, Postfach 69, 1052 Le
Mont-sur-Lausanne, Schweiz

Leitfaden des eindrucklichen Fotoban-
des sind die porträtierten Frauen:
Bäuerinnen aus dem Welschland mit ih-
rer Geschichte und ihrer alltäglichen
Arbeit. Aus den Bildern und den Ge-
sten kommt uns die Entschlossenheit
dieser Frauen entgegen, das zu erhal-
ten, was nicht verschwinden soll